Europäische Bibliothek der neuen belletristischen Literatur, 370 B

Der Sohn der Nacht

oder

der Wendenfürst

Historischer Originalroman

aus der deutschen Vorzeit

vom Verfasser der „Todtenmühle“, des „Liebhaber auf Wache“ u. s. w.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags=Comptoirs.
1851.

Erstes Kapitel.

Der Drömling.

Markgraf Dietrich war mit einem kleinen Gefolge unterwegs, um sich von Salzwedel nach Quedlinburg zu begeben, wo sich das Reichsoberhaupt damals aufhielt. Seine Straße führte ihn an dem Drömling vorüber, einem weiten und gefährlichen Moraste, der zugleich einer kühnen, das ganze Land beunruhigenden, Räuberbande zum Versteck diente. Bevor der Markgraf diesen unheimlichen Ort erreichte, zog auf der andern Seite desselben an einer der dichtesten und unfahrbarsten Stellen ein Reitertrupp vorbei.

An der Spitze dieses kleinen Zuges ritt ein starker, finsterer Mann, welcher sich durch seinen ungewöhnlich dichten Bart als den Vogt kenntlich machte, der in Mickilinburg und Brandenburg dem Kriegsvolk vorgesetzt gewesen und

jetzt eine gleiche Würde in der Arneburg beklei-
dete. Er wollte in einem Dorfe, welches da-
mals die Stelle des heutigen Oebisfelde einnahm,
mit dem Markgrafen zusammentreffen.

Es war ein heller, sehr kalter und win-
diger Decembertag. Die Untiefen waren mit
einer Eisdecke überzogen und der Pfad mochte
als ganz sicher angesehen werden. Deshalb, und
weil es ihn drängte so früh als möglich zu
seinem Herrn zu gelangen, ließ der Vogt die
fünf Reisigen seiner Begleitung, von denen einer
auf dem Eise gestürzt war, zurück um, nicht
aufgehalten durch Verzug, baldigst in dem Dorfe
anzulangen, das nicht mehr sehr weit entfernt
sein konnte.

Er spornte sein Roß und war in kurzer
Zeit seinen Mannen aus dem Gesichte.

Plötzlich ertönte hinter ihm ein helles Pfei-
fen, das auf eine eben solche Weise von vorn-
her beantwortet wurde, und in demselben Augen-
blick erschien dicht vor ihm ein Mann von sehr
verdächtigem Aussehen, der ihn um eine Gabe
ansprach.

Dem Vogte ahnte sogleich, daß er in einen
Hinterhalt gefallen sei, aus dem nicht leicht zu
entkommen war. Auf die Seite konnte er nicht
weichen, indem zur Rechten und Linken die über-
frorenen Lumen ungleiche, hervorragende Erdhügel

umgaben, die, mit stachlichtem Gebüsch besetzt, das Terrain dicht bedeckten; vor ihm aber und hinter ihm mußte er sich mit gutem Grunde den Weg versperrt glauben.

Er faßte rasch seinen Entschluß, und suchte sich zuvörderst des verstellten Bettlers zu entledigen, der seinem Pferde in die Zügel zu fallen drohte, und ihn durch seine Nähe verhinderte das Schwert zu ziehen.

„Ja, ja, Bursche" — sprach er deshalb begütigend zu ihm — „Du sollst ein paar kleine Münzen haben, und zwar noch von den allerersten, wie sie vor zwanzig Jahren geprägt sind, aber steh' mir dafür einmal nach meinem rechten Sporn, der will nicht mehr festsitzen."

Der Strauchdieb ging in die Falle, und wahrscheinlich in der Absicht, den Reiter vom Pferde herab zu werfen, griff er begierig nach dessen Fuß. Bevor er diesen jedoch noch berührte, empfing er einen so heftigen Stoß vor die Brust, daß er zurücktaumelte und den Boden maaß.

Nun zog der Vogt sein Schwert und sah sich um, von welcher Seite ihm die Gefahr zuerst nahen möchte.

Sie ließ nicht lange auf sich warten, denn sogleich sprangen noch drei andere bewaffnete Männer vor, und griffen ihn an. Durch die

Schnelligkeit und geschickte Führung seines Pferdes gelang es ihm zwar sie von sich fern zu halten und freien Weg zu gewinnen; nachdem er indessen aus dem Bereich ihrer Waffen war, sah er einen Reiter auf sich zukommen, von düsterem, trotzigem Antlitz, in grobem Lederkoller und mit einem Speer bewaffnet. Diesen Speer hatte der Reiter eingelegt und sprengte so zum Angriff gegen ihn heran.

Im rechten Moment wich der Vogt, der ein kräftiges, wohlgeschultes Pferd ritt, aus, wendete sogleich und hieb dem Renner des Angreifers, welcher unbändiger zu sein schien und nicht so plötzlich von seinem Reiter zu derselben Bewegung gebracht werden konnte, in den Hinterschenkel, daß das Thier lahmte und zu fernerem Kampfe untüchtig wurde.

Rasch war der Räuber herab und suchte nun dem Vogt mit dem Speere beizukommen, gegen dessen wohlgezielte Stöße sich dieser nur mit Mühe vertheidigen konnte.

Bei ihrem hitzigen Gefechte hatten sie noch einmal die Plätze gewechselt. Der Vogt war auf diese Weise zwischen seine Feinde gekommen, von denen sich die vier ersten schon wieder dem Orte des Kampfes bis auf geringe Weite genähert hatten. Wenn sie ihn ganz erreichten und ihre Anstrengungen mit denen seines un=

mittelbaren Gegners vereinten, der ein äußerst geschickter und muthiger Mann zu sein schien, so war er verloren, das sah er ein.

Als es ihm daher gelang, den Speer seines Hauptfeindes so zu treffen, daß derselbe von der Gewalt des Hiebes zur Seite flog, warf er sein Pferd auf den Hanken herum und wandte sich den drei andern Räubern entgegen, das Roß zum schnellsten Laufe anspornend. Glücklich durchbrach er ihre Linie und erreichte seine Reisigen wieder, mit denen er unverweilt auf den Kampfplatz zurückkehrte.

Jetzt nicht mehr um Beute, sondern um ihr Leben fochten die fünf vereinten Räuber in geschlossener Linie, und vertheidigten sich so gut, daß sie bald zwei von den Knechten des Vogts verwundet und dem dritten das Pferd getödtet hatten.

Durch ihren Erfolg muthig gemacht, griffen die Strauchdiebe zuletzt immer hitziger an und versperrten dem Zuge hartnäckig den Weg. So hatte das Gefecht denn schon eine geraume Zeit gewährt und sich allmählig bis an den Ausgang des Moors hingezogen.

Zu dieser Zeit erschienen der Markgraf Dietrich und seine Begleitung, die an der andern Seite des Drömlings entlang ritten, auf einer freien Stelle, wo das Getöse des Kampfes

deutlich von ihnen vernommen werden konnte. Der Markgraf horchte und befahl dann, daß man eilen solle, um zu sehen was es gäbe. Der Zug sprengte sogleich auf den Ausgang des Moors zu, drang durch die lichten Stellen vor, und fiel so den Räubern in den Rücken.

Kaum bemerkten diese die drohende Gefahr, als sie nach beiden Seiten die Flucht ergriffen. Drei von ihnen wurden niedergehauen, Einer entkam; nur Der, der beritten gewesen und augenscheinlich der Anführer war, behauptete hartnäckig das Feld und wehrte sich mit verzweifeltem Muthe gegen eine ungeheure Uebermacht. Noch als er erlag, ruhte auf seinem Gesichte ein so unbändiger, wilder Trotz, daß seine Sieger scheu vor ihm zurückwichen.

Verwundert über den ungewöhnlichen Muth dieses Mannes, ritt der Markgraf heran, um sich das Antlitz des Todten zu betrachten. Kaum hatte er jedoch einen Blick darauf geworfen, als er mit Abscheu ausrief: „Fort, fort! es ist Kizzo, der verrätherische Wende! Laßt ihn liegen zur Speise für die Vögel!“

Dietrich wandte sich von dem Gegenstande seines Hasses ab, und setzte mit seinen Leuten die angefangene Reise fort, viel mehr verletzt durch den Anblick des Todten, als in seiner Rache befriedigt.

Wenn der Markgraf an Alles dachte, was ihm durch diesen Kizzo zugefügt war; wenn er sich dessen Trotz ins Gedächtniß zurückrief, den Verlust der Veste und den frechen Hohn, welchen der Räuber den von ihm gehandhabten Gesetzen entgegengestellt hatte; so ließ sein Stolz nicht zu, das gewissermaßen ehrenvolle und tapfere Ende des Wenden als eine Genugthuung für ihn selbst zu betrachten; im Gegentheil steigerte sich seine Wuth noch, und die Härte, womit er seine wendischen Untergebenen behandelte, schlug schon mehr zu ungerechten und grausamen Vorsätzen um. Er war selbst auf dem Punkte, seine Stieftochter, deren Loos er freilich nicht ahnte, nur wegen ihrer früheren Ehe mit einem Manne aus dem verhaßten Volke, gänzlich zu verstoßen, und die Benachrichtigung des Sachsenherzogs regte mehr seinen Zorn als seine Sorge an.

Nachdem der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt, ritt der Vogt, der eine Botschaft an den Billinger ausgerichtet, an die Seite Dietrich's, um ihm den Erfolg seines Auftrages zu melden. Der Markgraf erinnerte sich endlich der Nähe seines Abgesandten und da er die Bewegung in der er sich befand, nicht merken lassen wollte, fragte er ihn so gelassen nnd freundlich, als es ihm möglich war:

„Nun, Herr Vogt! wie fandet Ihr den Herzog?"

„„Er war sehr beschäftigt, Herr,"" — lautete die Antwort — „„überhaupt war ein lebendiges Treiben im Schlosse, denn an dem Tage meiner Ankunft war auch der Fürst Mistiwoi eingetroffen, der den Kaiser mit tausend Reitern nach Italien begleitet hat, und man bereitete sich auf die Verlobung vor, die ihn mit Fräulein Editha vereinen soll. Gleich nach gänzlicher Beendigung der italischen Sachen wird der junge Obotritenherzog, wie man sagt, die Blume des Sachsenlandes heimführen.""

Das war zu viel für den Markgrafen. Er konnte seinen Zorn nicht mehr bändigen.

„Was!" — schrie er, indem sein Gesicht aschfarben wurde — „der Wende wagt es, an die Nichte des Billingers zu denken? der Teufel soll ihm angetraut werden, aber keine sächsische Fürstentochter!"

Er verließ den Vogt, spornte sein Pferd zu wildem Galopp, und hielt nicht eher an, als vor der Thür der Herberge.

Als ihm das Gastzimmer geöffnet wurde, saßen, mit dem Rücken dem Eingange zugewandt, zwei Personen in demselben, eben beschäftigt ein einfaches und eilig zubereitetes Mahl zu verzehren.

Bei seinem Eintritt wandten sie sich um: es waren Mechtild und Gozzomiz.

Kizzo, da er aus Zorn über den Verlust Brandenburgs und seine Ohnmacht es wieder zu gewinnen das Räuberhandwerk ergriff, hatte seine Frau zu benachrichtigen gewußt, und ihr durch einen seiner Genossen baldige Befreiung verheißen. Die Unterredung Hilka's mit diesem Boten, der sich deshalb in die Veste einzuschleichen gewagt, war von dem Zwerge belauscht, aber weislich vor dem tyrannischen Bolibut geheim gehalten worden; da Gozzomiz einsah, daß ihm die Mitwissenschaft eines solchen Planes einen bedeutenden Vortheil über Diejenige geben mußte, die er gern seinem Willen geneigt gemacht hätte.

Dies Ergebniß, das ihm noch keine Früchte getragen, wurde nun bei seiner eiligen Flucht aus der Brennaburg, der Grund zur Zurücklassung Hilka's, deren Begleitung ihm natürlich weit lieber und seinen Zwecken gemäßer gewesen wäre Es lag nahe, daß Kizzo's Frau, ein ziemlich entschlossener Charakter, und ihrem Manne sehr ergeben, durch die Botschaft desselben gestärkt und zu fester Hoffnung erhoben, sich nicht so plötzlich bewegen lassen würde, dem Helfer Bolibut's, also ihrem und ihres Herrn Feinde zu folgen.

Durch Drohung und Ueberredung auf sie

zu wirken, hätte durchaus mehr Zeit erfordert, als er aufwenden konnte, und sein Vorsatz war deshalb gewesen, die Nonne, unter dem Vorgeben sie nach Salzwedel zu geleiten, geradesweges der Gewalt Kizzo's zu überliefern, sich bei diesem dadurch in Gunst zu setzen, wenn möglich, ihm zum Wiederbesitz Brandenburgs zu verhelfen, oder wenigstens die Befreiung Hilka's in seiner Nähe zu erwarten. Deshalb war er denn auch mit Mechtild, unter dem Vorgeben, Bolibut verfolge sie, bis jetzt von einem Orte zum andern gegangen.

Den ihm vertrauenden Kizzo, den er suchte und der mehr ein Mann der Kraft als der List war, hoffte er mit seiner eigenen Schlauheit zu verderben, deren Beute alsdann das hülflose Weib, das er um jeden Preis besitzen wollte, endlich werden mußte.

Kizzo's Tod hatte nun alle diese Pläne zerstört und seine Berechnung über den Haufen geworfen, da er indessen so vorsichtig gewesen war, sich gut gegen Mechtild zu betragen und ihr seine frühere Handlungweise nur als Verstellung und eine nothwendige Folge ihrer beiderseitigen Lage, dem rohen Bolibut gegenüber, glaubhaft zu bezeichnen, so konnte er wohl eine Belohnung von dem Markgrafen erwarten und er nahm sich vor, sein Betragen so einzurichten, daß Dietrich ihn liebgewinnen mußte.

Dieser konnte sich jedoch nicht entschließen, die Verdienste des Zwerges, als eines Wenden, so zu würdigen, wie es Mechtild zu wünschen schien und durch ihre Erzählung zu begründen suchte.

Gozzomiz wurde vorläufig zu den Dienern gewiesen. Gewohnt, sich in jedes Verhältniß zu schicken, stellte er sich dankbar für die erwiesene Gnade und suchte sich die Freundschaft seiner neuen Genossen zu erwerben, was ihm auch durch allerhand Schwänke bald gelang.

Am andern Tage geleitete der Vogt die Nonne zu ihrer Mutter zurück, und der Markgraf brach mit seinem Gefolge nach Quedlinburg auf.

Gozzomiz wußte sich so unterwürfig gegen ihn zu benehmen, und schmeichelte seinem Stolze so sehr, daß er nach und nach einen großen Theil der gewünschten Gunst erreichte.

Nach Salzwedel zurückgekehrt, fing der Markgraf an, seine wendischen Unterthanen noch grausamer zu bedrücken und mit noch unerträglicherem Hochmuth zu behandeln als früher. Keiner war zum Erfinden neuer Quälereien besser zu gebrauchen, als der Zwerg. Er ließ für jetzt seine Pläne auf Kizzo's Wittwe, als unausführbar, ruhen, und erlangte dadurch, daß er sich dem Markgrafen unentbehrlich zu machen wußte, eine Art Herrschaft über denselben; so daß der sonderbare Fall eintrat, den Mann, der die Wenden mit dem

glühendsten Haß verfolgte, dennoch Einem aus der Mitte dieses Volks selbst schmeicheln und gehorchen zu sehn. Und so war es: während er Vorsätze zum Verderben dieser Nation und ihrer Fürsten faßte, bediente er sich zur Ausführung derselben als Werkzeug des schlechtesten Gliedes der verhaßten Stämme.

Zweites Kapitel.

Die Brautfahrt.

Die Burg des Sachsenherzogs war festlich geschmückt. Grüne Laubgewinde prangten über den Thoren und Pforten des hohen Fürstenhauses, die Dienerschaft stolzierte in ihren Festkleidern umher, blanke Waffen glänzten an den Pfeilern der Halle, Fahnen wehten von den Thürmen herab, die sie verzierten, und flatterten lustig in der blauen Luft; überall waren die schönsten Blumen zu schauen und von Zeit zu Zeit ließ sich der helle Ton schmetternder Fanfaren vernehmen. Ein Strom von Fremden wogte durch die Säle und Gänge des herzoglichen Schlosses. Bernhards Vetter, der Markgraf Eckihard von Meißen; die sächsischen Grafen: Udo, Linizo und Luithar; der

Pfalzgraf Friedrich, der Graf Siegfried von Stade, der Markgraf Dietrich von der Nordmark, der Erzbischof Giseler von Magdeburg, der Bischof Guido von Brandenburg; mehrere andere Bischöfe mit den Edelsten aus der sächsischen Ritterschaft, unter ihnen Heriward, durch dessen unerschütterlichen Muth vor drei Jahren die dänischen Vikinger bei dem Glindesmoor besiegt worden waren, und andere berühmte Krieger — alle hatten sich eingefunden, alle schimmernd von ritterlicher Pracht.

Diese vornehme und auserlesene Gesellschaft versammelte sich im Rittersaal, und nahm an dessen langen Seiten Platz. Gegen den Hintergrund der Halle, wo der Fußboden sich etwas erhob, standen zwei einzelne Lehnsessel, auf denen Fürst Bernhard und seine Nichte Editha thronten.

Editha war in ein himmelblaues, mit goldenen Sternen übersäetes, Gewand gekleidet, von ihrem Haupte wallte ein langer, weißer, mit silbernen Fäden durchwirkter, Schleier nieder, und die ganze Erscheinung verbreitete einen strahlenden Glanz, ein Gefühl des Entzückens und der Glückseligkeit, von dem auch ihr Engelsantlitz einen leisen Anhauch trug.

Den, durch sein adliches und würdevolles Benehmen ausgezeichneten, Sachsenherzog an der Seite, gab ihre Gegenwart der Versammlung

ein erhabenes, wahrhaft königliches Aussehn und verlieh dieser stolzen und feierlichen Ostentation das köstlichste Juwel.

Die Trompeten schmetterten, die hohen Flügelthüren des Saales öffneten sich und Mistiwoi, Editha's Bräutigam, trat ein, um seine Verlobte von dem Herzog Bernhard zur Gattin zu fordern.

Die Hand der Fürstin sollte und konnte nicht an einen Wenden vergeben werden, ohne die Zustimmung der Verwandten und der Häuptlinge des Sachsenlandes und der Marken. Solche That mußte die benachbarten Völker, welche sich bisher feindlich gegenübergestanden, enge befreunden, und da eine Verbindung dieser Art der Herzenswunsch des friedliebenden und weisen Bernhard war, so hatte er alle, die durch Rang und Geburt auf diese Auszeichnung Anspruch machen konnten versammelt, um mit ihrer Einstimmung den wichtigen Akt zu vollziehen, und eben dadurch die Vereinigung der Deutschen und der Wenden noch besser zu vermitteln.

Der Kaiser und sein Heer hatten bald nach dem Feste im Palaste des Crescentius Rom verlassen. Die Erinnerung an jene Vorfälle in Italien, die ihn so nah betrafen, deren Grund und Ursache er aber nicht einsah, lag nur noch wie ein schwerer Traum nach heiterem Erwachen,

auf der Seele Mistiwoi's, und je mehr er sich den deutschen Grenzen näherte, je lebhafter war das Verlangen nach dem Besitze Editha's in ihm rege geworden.

Keine Vorstellung des alten Billug, der an eine innige Verschmelzung des wendischen und deutschen Naturells nicht glauben konnte, hatte etwas gefruchtet. Der junge Fürst, auf seine dem Kaiser geleisteten Dienste stolz, durch die Verschwägerung mit dem herzoglichen Hause geblendet, sah auf diesem Wege allein die Möglichkeit, zu immer größerem Ansehn im Reich zu gelangen, sich wohl endlich die Geltung eines deutschen Fürsten zu gewinnen und Theil zu nehmen an der Ehre eines kaiserlichen Vasallen.

Mistiwoi wollte sein Volk erheben, es christlich, es deutsch zu machen versuchen, um würdig und geachtet den Platz auszufüllen, nach dem er strebte. Schon hatte er den Priester Elvico zu seinem Kaplan und beständigen Begleiter ernannt, längst war das Oldenburger Bisthum wieder besetzt, und alle seine Verordnungen deuteten an, auf welche Seite seine Vorliebe sich hinneigte.

Uebrigens hatte er das Christenthum in den christlichen Ländern anders schätzen gelernt, als da er noch fortwährend unter den Heiden lebte. Die Jahre, welche zwischen seinem ersten Eintritt in die Sachsenburg und dem Römerzuge lagen,

mochten wohl die nachwirkende Kraft der Ermahnungen Reginward's, dessen Lehramt, mit vielleicht noch größerem Erfolg, später die dafür begeisterte Editha übernahm, insofern erhöht haben, als er ungerechterweise den Glauben und das Treiben seiner Landsleute mit Verachtung anzusehen begann.

Bei dieser Geringschätzung seiner Landsleute und Unterthanen, fragte er nicht danach, ob ihre Wünsche mit den seinigen übereinstimmten; auch war es ihm bei seinen häufigen und langdauernden Entfernungen vom Hause unmöglich, die Unzufriedenheit des Volkes, wenn es wirklich eine solche gab, zu bemerken, und er kam deshalb jetzt mit der froheſten Zuversicht auf die Erfüllung aller seiner Hoffnungen, glühend vor Liebe zur schönen Editha, die ihm mehr galt, als Glanz und Ehre, so begierig er auch sonst nach diesen Gütern war, um die Hand der Fürstin, der Blume des Sachsenlandes, zu empfangen.

Erhobenen Hauptes schritt er in den Saal Die goldenen Sporen klirrten bei seinem lebhaften Auftreten hell und keck. Ein purpurnes, pelzverbrämtes Gewand umschloß seine schlanken, kräftigen Glieder, die schwarzen Locken fielen ihm malerisch auf die Schultern nieder, seine Lippen öffneten sich mit dem Ausdruck der Beredsamkeit und des Stolzes, und aus seinem Auge brach

ein leuchtender Blick, der rasch und allumfassend die ganze Versammlung überflog. In seiner dunklen Schönheit glich er einem Sohn der Nacht.

Er begrüßte die Gesellschaft mit einer leichten Verneigung, nahte sich den Sitzen Bernhard's und Editha's und begann seine Anrede.

„Heute" — sprach er — „wo es mir vergönnt wird, den sehnlichsten Wunsch meines Herzens laut und vor aller Welt auszusprechen, ist der schönste Tag meines Lebens."

„Ich erkenne die Gunst, die man mir gewährt, ich schlage sie hoch an. Mag der Gedanke an die daraus hervorblühende Verbrüderung meines Volks mit dem Eurigen, mir zur Entschuldigung dienen, daß ich es gewagt habe, die Augen zu der Blüthe des hohen Hauses der Billinger zu erheben, und daß ich komme, um das köstlichste Kleinod des Sachsenlandes in ein fremdes Land, und zu einem fremden Stamme zu führen. Laßt mich solche Hoffnungen nicht umsonst gehegt haben."

„Was alle Guten wünschen, was für die Marken so vortheilhaft, als für die Wenden förderndist, wird durch diese Vereinigung herbeigeführt, und die Liebe in meiner Brust, eine Liebe, deren Stärke Jeder ahnen mag, der nur je einen Blick auf das Engelsantlitz der holden Editha geworfen hat, wird mich immer als einen

treuen Freund der Deutschen und zumal der Sachsen erhalten, wie ich mich bis jetzt als einen solchen gezeigt habe."

„Bei dieser Liebe, bei der Ruhe unserer Kinder und Enkel, bei dem Blut von Tausenden: hört auf meine Worte!"

Es wäre bei dieser Rede Mistiwoi's für einen geschickten Beobachter wahrlich kein kleiner Genuß gewesen, den vielfältigen Ausdruck der verschiedenen Seelenstimmungen auf den Gesichtern der Versammelten zu erforschen.

Viele, dem reiferen Alter Angehörige, schienen mit der Sache einverstanden zu sein; vorzüglich sahen die Bischöfe die beabsichtigte Vermählung aus dem günstigsten Gesichtspunkt an, indem sie den Vortheil und die Ausbreitung der Kirche dadurch zu erreichen glaubten. Andere Jüngere, denen die schöne Editha wohl selbst als Gemahl erwünscht gewesen wäre, oder solche, die auf ihre reindeutsche und adliche Abkunft so viel Werth legten, daß sie dieselbe als ein unantastbares und keine fremde Berührung duldendes Gut betrachteten, am wenigsten aber eine Vermischunß mit dem rohen und schmutzigen Wendenvolke für zulässig hielten konnten sich nicht überreden, daß diese Verbindung zweckmäßig und vernünftig sei. Zu diesen Letzteren gehörten fast alle Verwandte Bernhard's, sein Sohn nicht ausgenommen. Die Person des

Wendenfürsten jedoch war beinahe Jedem, seiner Abstammung wegen verhaßt oder mindestens gleichgültig.

Nachdem Mistiwoi eine kleine Pause gemacht hatte, in welcher er die ganze Versammlung noch einmal überschaute, trat er etwas zurück und sprach mit erhobner Stimme:

„Bernhard Billing, Herzog zu Sachsen! ich, Mistiwoi, Fürst der Obotriten, bitte vor dieser hohen und edlen Versammlung um die Hand der erlauchten Prinzessin Editha, meiner Verlobten!“

Wenn Bernhard jemals zu guten und menschlich-edlen Handlungen geneigt war, so war er es heute. Schon während der ganzen Rede des jungen Fürsten hatte er denselben durch freundliches Neigen des Hauptes aufgemuntert und so antwortete er auch in einem milden, gewinnenden Tone:

„Dank für Deinen Antrag, Fürst Mistiwoi, doch nicht ich allein, ganz Sachsen muß Dir die Antwort ertheilen, wenn Du um seine vornehmste Tochter wirbst.“

Darauf sich zu den Versammelten wendend, forderte er diese folgendermaßen auf:

„Ehrwürdiger Vater von Magdeburg und Ihr andern Bischöfe und Kirchenhirten! Grafen des Sachsenlandes! Vettern und Freunde! Edle

Mannen und Ritter des Reichs! Sagt Eure Meinung! willigt Ihr ein, daß wir unsere Nichte dem Fürsten der Obotriten zum Gemahl geben, wie er es verlangt?"

Ein leises Gemurmel lief durch den Saal, und Bernhard, dies für ein Zeichen der Zustimmung ansehend, faßte schon die Hand der schönen Editha, um sie in die Mistiwoi's zu legen, als plötzlich der Markgraf Dietrich vortrat, und mit gellender, hochmüthig klingender, Stimme die Versammlung anredete.

„Ha!" — rief er aus — „ist es dahin gekommen, daß Fürstentöchter um die Gunst eines Auswürflings buhlen müssen? Will sich der sächsische Adel mit schmachbeladenen, niedriggebornen Sclaven vermischen? Nein! das ist zu viel, das darf nicht sein, bei Gott nicht! Höre mich an, Mistiwoi, der Du Dich einen Fürsten nennst, so lautet die Antwort auf Deinen Antrag: Nimmermehr soll eines Herzogs Blutsverwandte einem wendischen Hunde zu Theil werden!"

Es herrschte eine Todtenstille im Saale, als Dietrich, von seinem Haß getrieben, diese niederschmetternden Worte gesprochen hatte.

Die Verwandten Editha's, die mit dem Markgrafen darin ganz übereinstimmten, daß die beabsichtigte Verbindung unmöglich geschlossen werden dürfe, konnten nach einer so furchtbaren

Beleidigung nichts mehr vorbringen, was nicht in ihrem Munde wie ein neuer Hohn gegen den Verletzten geklungen hätte; die Fremden fühlten sich natürkich nicht berufen, ohne Vorgang der Angehörigen ihr Urtheil abzugeben, und Bernhard, im höchsten Grade bestürzt, mochte den jungen Wendenfürsten zwar gern begütigen, wußte aber nicht, wie er das anstellen sollte, ohne dem Markgrafen Dietrich zu widersprechen und damit zu erzürnen. Denn dies Letztere war bei dem Stolze jenes Mannes, des Vornehmsten nach dem Herzog in der ganzen Versammlung, eine leichte Sache.

So, mit dem Vorsatz, den beleidigten Mistiwoi später zu versöhnen, den Markgrafen und wer noch sonst gegen seinen Plan war, umzustimmen, verharrte Bernhard, gleichwie die übrigen Anwesenden, in einem düstern Schweigen, welches sehr wohl als eine Bestätigung der Worte Dietrichs durch jeden Einzelnen angesehen werden konnte.

Editha hatte den Schleier über das Gesicht fallen lassen und aller Augen richteten sich auf den Obotriten.

Mistiwoi's Antlitz war mit einer Leichenblässe bedeckt, sein Körper zog sich zusammen wie der des Tigers, wenn er sich zum Sprunge bereitet, die Augen traten weit in ihre Höhlen zu-

rück und schossen aus der dunklen Tiefe einen Strahl der wildesten, glühendsten Wuth über die Versammlung, gleich dem Feuer eines verborgen glimmenden Vulkan's, krampfhaft ballte er die Faust und erhob sie zu furchtbarer Drohung.

Dreimal öffnete er die Lippen um zu sprechen, dreimal versagte ihm die Stimme, und er konnte keinen Laut hervorbringen. Seine durch den Zorn entstellten Züge wurden immer abschrecken-der und fürchterlicher, sein Blick immer finsterer und glühender; endlich brach er in ein gräßliches Gelächter aus, stampfte mit dem Fuße auf den Boden, daß die Halle dröhnte, und stürzte davon.

Er sprengte aus der Burg, als wollte er der Vernichtung entgegen eilen; wer ihm begeg-nete, wich scheu vor ihm aus, denn Tod und Verzweiflung sprachen aus seinem Antlitz; die Wenden, durch deren Dörfer er bei Nacht da-hin jagte, verbargen sich in ihre Häuser und flüsterten furchtsam unter einander: Es ist Leeton, der Nachtmahr, der ein Pferd verderben will. Und unaufhaltsam, wie von einem Geist der Finsterniß verfolgt, sauste das schaumbedeckte Roß über Haide und Moor, durch Dorn und Fluß.

Schon war die Pfalz zu Plön im Ange-sicht, da strauchelte der Hengst, der Reiter trieb ihn noch einmal an: Harthuf nahm seine letzte Kraft zusammen, erreichte mit ihr das Ziel

und sank dann todt auf der Schwelle des Hauses nieder, das sein Herr im Glanz der Jugend und des Glückes verlassen, und in welches er jetzt wieder eintrat, ein bleicher Mann, das Herz voll Haß und Rache.

Die Gänge, die Mistiwoi durchwandelte, waren schweigsam und öde; nichts regte sich — doch horch! ein Schrei traf sein Ohr, der angsterpreßte Ton eines Weibes. Dieser Klagelaut schien aus Billug's Zimmer zu kommen; er öffnete rasch dessen Thür, und sah, von den Dienerinen umgeben, seinen Vater auf dem Sterbelager.

Eilend beugte er sich zu dem Verscheidenden nieder, der den theuren Sohn sogleich erkannte, und durch seinen Anblick noch einmal Leben in die stockenden Pulse zurückkehren fühlte.

Einige Augenblicke sah Billug den zärtlich geliebten Mistiwoi besorgt an und flüsterte dann mit Anstrengung:

„Was ist Dir, mein Kind? Du siehst bleich und entstellt aus!"

„„Ich bin mit meiner Werbung abgewiesen und verschmäht!"" stöhnte der junge Fürst.

Billug hauchte ein leises: „Es ist gut!" hervor, winkte ihm, daß er das Ohr näher zu seinem Munde führe und schien, kaum hörbar, noch etwas zu sagen.

Sein Erbe beugte gehorsam das Haupt, ein

freudiges Lächeln überflog des Sterbenden Züge — und er war nicht mehr.

Mistiwoi befahl sogleich, die Angesehensten des Volkes in Plön, auch Oda und Ceadrag in die Pfalz zu berufen, und überließ sich dann der ganzen Raserei des Schmerzes.

Durch eine gewaltige Anstrengung gelang es ihm endlich, seiner so weit Herr zu werden, daß er mit den Versammelten, denen Ceadrag schon den Trauerfall bekannt gemacht hatte, reden konnte.

Sein Gesicht war blaß und ruhig, als er unter sie trat; nur seine Lippen bebten zu Zeiten, wie wenn ihn ein innerer Krampf erfaßte; doch unterdrückte er diese unwillkührliche Bewegung gleich wieder, sobald sie ihn ergriff.

Nachdem die Versammlung ihn mit lautem Zuruf begrüßt hatte, nahm er das Wort und sprach:

„Ich kehre zu Euch zurück, wie ich gegangen, Wende ganz und gar, und will fortan unter Euch und nach der Sitte meiner Väter leben; denn Ihr seid mein Volk und Euch gehöre ich an.“

„Zum Beweise dessen, reiche ich hier, wie es mir mein sterbender Vater befohlen, der Tochter Ceadrag's die Hand und erhebe sie zu meiner Gemahlin. Mögen alle Fremden und ihre Freundschaft verflucht sein, verflucht auf ewig!“

Ein Beifallssturm folgte diesen unerwarteten

Worten, und als Mistiwoi Oda's Hand ergriff und sie vorführte, exaltirten sich die Gemüther der Wenden bis zum Enthusiasmus.

Vielleicht noch überraschender als für die Andern war das Resultat dieser Rede für den alten Ceadrag und seine Tochter, und während in Oda's Herzen das süße Gefühl erreichten Glücks mit einer unbestimmten Furcht stritt, überwältigte den Priester ganz und gar die Freude, seinen früheren Zögling zu dem zurückkehren zu sehn, was er so eifrig wünschte, aber nicht mehr zu hoffen gewagt hatte.

Die Thatkraft Ceadrag's fing daher plötzlich an, sich von Neuem zu beleben und gewaltige Pläne entstanden in seinem Haupte.

Noch war die Versammlung nicht aufgehoben, als ein Dienstmann des Herzogs Bernhard in der Pfalz anlangte. Sein Wesen verrieth die höchste Eile und sein Gesicht schien eine gute Nachricht zu verkünden.

Er wurde vorgelassen.

„Was willst Du?“ fragte Mistiwoi.

„„Der Herzog, mein Gebieter, läßt Euch melden, daß jedes Mißverständniß gehoben ist, und daß Markgraf Dietrich ganz gegen seinen Willen gehandelt hat. Er bittet Euch, daß Ihr die Hand seiner Nichte Editha, die er Euch hier-

mit förmlich und feierlich anträgt, von ihm annehmen möget,““ — antwortete der Abgesandte.

Mistiwoi's Lippen hatten sich bei dieser Rede des Boten zu einem bittern Lächeln verzogen; innerliche Wuth, und das Bestreben, die äußere Würde aufrecht zu erhalten, kämpften in dem was er entgegnete um den Vorrang. Er fing ruhig zu sprechen an, erhitzte sich aber immer mehr und schloß endlich in einem Tone, der fast wie das zornige Gebrüll des Löwen klang.

„Sage Deinem Herrn“ — sprach er — „daß ich nichts mehr mit ihm zu schaffen habe, daß keine Vorstellung, keine Bitte, keine Anerbietungen mich jemals wieder besänftigen können; sage ihm, daß sein oder der Seinigen Anblick mir verhaßt ist wie der von giftigen Kröten, wofür ich sie halte, und daß die Sachsen sehen sollen, daß der Hund, wie sie mich genannt haben, wenn er gut ist, tüchtig um sich beißen wird! Fluch und Verwünschung über Euch und über Alles, was Eures Namens und Stammes ist!“

Diese Antwort, ganz in dem Sinne des bei weitem größten Theils seines Volks gegeben, ließ ihn in den Augen desselben als eine Art Halbgott erscheinen, auch hatte kaum der Dienstmann des Herzogs die Pfalz wieder verlassen, als eine Anzahl schneller Reiter, von Ceadrag entsandt, gleichfalls daraus hervorsprengte. Sie eilten in

alle Gaue des Wendenlandes und bei jedem Volke, vom Gebirge bis an das Meer, erschienen die Boten der Rache Mistiwoi's.

Drittes Kapitel.

Hodica.

Es war an dem Tage, wo der Obotritenfürst um die Hand der Sachsenprinzessin anhielt.

„Horch!“ — sagte Hodica, die Herrin von Mickilinburg zu ihren Dienerinnen — „die Thorglocke schellt laut; laßt sehn, wer da ist, und bringt mir sogleich Nachricht.“

Ihr Befehl wurde ausgeführt. Doch anstatt des geforderten Bescheides, brachte man nach kurzer Zeit einen starken, hochgewachsenen Mann ins Zimmer, den unmittelbar vor dem Thore ein heftiges Fieber ergriffen hatte, und der, dadurch gezwungen Obdach zu erbitten, die Gastfreundschaft ansprach.

Ein eisiger Frost schüttelte seine Glieder, daß die Zähne hörbar auf einander schlugen, kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn und seine Augen waren matt und erloschen.

Ungefähr sechs und dreißig Jahre alt, also in der schönsten Mannesblüthe, erschien der Fremde

trotz seiner Krankheit als das Bild eines ritterlichen Helden, und machte auf die Wittwe Boeslav's einen lebhaften Eindruck.

Hodica's Mutter hatte derselben in ihren Kinderjahren so viel von den deutschen Rittern erzählt, ihren Ruhm und ihre Sitte so erhoben, daß die Tochter, diese durch ihre Erzeugerin entworfene Zeichnung weiter ausmalend, eine hohe Vorstellung von jenen Männern in ihrem Geiste begründete, welche sie in aller schwärmerischern Erhabenheit auch noch später mit Liebe hegte.

Der jetzt vor ihr stand, entsprach nun dem Bilde ihrer Phantasie vollkommen, und es war ihr bei seinem Anblick, als ob sie aus einem langen Traume erwachte.

Der Fremde neigte sich mühsam und sprach mit unterbrochener Stimme:

„Wollt ihr so gütig sein, edle Frau, einem kranken Kriegsmann Obdach zu gewähren, bis er im Stande ist, seine Fahrt weiter fortzusetzen, und Euch für diese hohe Gunst zu danken?"

„„Es ist eine angenehme Pflicht für mich"" — antwortete Hodica — „„den Bedrängten beizustehn; aber keinem wird mein Haus lieber Schutz gewähren, als einem Ritter desjenigen Volks, das ich vor allen anderen schätze und verehre, und dem ich theilweise durch die Geburt ange-

höre; denn auch meine Mutter war eine Tochter Eures Landes.""

„O" — sagte der Fremde — „wenn Ihr es darum thut, so muß ich Euch wieder verlassen, ich bin nur ein Däne und Niemand anders, als Horich, Jarl von Laaland, der Freund Eures Bruders."

„„Um Gotteswillen!"" — entgegnete Hodica in der höchsten Verlegenheit — „„denkt daran nicht. Wer Ihr auch sein mögt, Ihr seid willkommen! und ich bitte Euch, daß Ihr sogleich das Gemach aufsucht, welches zu Eurer Aufnahme schon bereitet ist; Ihr bedürft der Pflege.""

Horich konnte nur mit einem Blicke danken, denn das Fieber fing an, ihn gänzlich zu überwältigen. Er ließ sich schnell auf sein Zimmer führen, und lag bald in dem wildesten Paroxismus.

Horich hatte seinen Plan, Laaland wieder zu erwerben, nicht ausführen können. Er war damals nach Plön zurückgekehrt, sich in thatenloser Ruhe verzehrend und durchglüht vom Weh der Liebe zu der reizenden und unvergessenen Oda.

Das schwer auf einer kühnen Seele lastende Gewicht des Nichtsthuns und der an seinem Herzen nagende Gram untergruben die Kraft des Nordlandsrecken, und der gewaltige Mann schlich umher, ein Schatten seiner selbst.

Nach der Verlobung Mistiwoi's mit der sächsischen Prinzessin war die Hoffnung von Neuem in ihm wach geworden, die Neigung Oda's zu gewinnen; aber auch jetzt noch hatte sie ihn zurückgewiesen, und so sah er sich gezwungen, das süße Gift zur Nahrung seiner Seele zu machen, das ihm durch die Nähe des geliebten Gegenstandes und durch die Entfernung jedes Mittels, welches ihn von dem Gedanken an sie hätte abziehen können, täglich neu bereitet wurde.

Mistiwoi's veränderte Lebensrichtung und seine dauernde Abwesenheit, hatten längst die Bande gelockert, mit denen gemeinsam bestandene Gefahren und gleiche Beschäftigungen die beiden jungen Männer früher umwanden.

Billug war alt und kränklich, deshalb wenig geneigt, dem Jarl bei so abentheuerlichen und gewagten Unternehmungen, wie derselbe sie zur Beruhigung seines Innern hätte vollführen mögen Hülfe und Unterstützung zu gewähren. Ueberhaupt wollte er von außergewöhnlichen Sachen nichts wissen, nachdem Mistiwoi seiner Zärtlichkeit die Erlaubniß zur Verlobung mit der sächsischen Prinzessin entrissen hatte, was ihn sehr zu verstimmen schien.

Ceadrag, dessen Thatkraft zu Zeiten zwar unbestreitbar groß, doch immer nur jäh auflo-

dernd und rasch wieder verschwindend gewesen, hatte sich jenem, ihm angebornen, Trübsinn gänzlich überlassen, seitdem er seine Bestrebungen, fast an ihrem Ziele, gerade durch den verhindert sah, auf den er hauptsächlich gebaut und der ihm sonst so treu gefolgt war. Er ließ Niemand vor sich, und sein Gemüth schien auf unheilbare Weise verdüstert.

So, fast von jedem befreundeten Umgange abgeschnitten, verdammt, den Wurm, der sein Inneres fraß, mit der besten Lebenskraft zu nähren, schlich ein Fieber durch Horich's Gebeine, erhöht und vermehrt von dem unmäßigen Genuß berauschenden Meth's und anderer den Geist in dumpfe Vergessenheit wiegende Getränke.

Während der letzten Zeit erschien er indessen wieder etwas fester und freudiger; er hatte gute Botschaft aus Dänemark erhalten.

Als nach dem Tode Erich's des Eroberers die Krone an dessen Sohn Olaf fiel, war der vertriebene Svend zurückgekehrt, und eine Verbindung mit Gunnhild, der Schwester Boleslav's von Polen eingegangen. Da Svend jedoch durch dies Bündniß nichts seinen Erwartungen Entsprechendes erlangen konnte, so hatte derselbe die Gunnhild wieder verstoßen, und um Sigrid, die Mutter Olaf's geworben. Diese stolze Frau

wollte dem Vertriebenen, so hieß es, ihre Hand reichen, und den gleichfalls werbenden König von Norwegen mit seinem Antrage abweisen.

Geschah das, und erlangte Svend wirklich dadurch sein Reich wieder, so war dem Jarl die Möglichkeit geboten, selbst ohne Kampf sein Erbe in Besitz zu nehmen, und er konnte endlich einen Ort verlassen, der, die unersehnte äußere Ruhe gebend, ihm die innere geraubt hatte.

Die Ursache aller dieser heftigen Gemüthserschütterungen Horich's, die schöne Oda, war indessen nicht viel besser daran.

Sie saß tagelang, schaute auf die Wiese vor ihrem Fenster, und ließ den getrübten Blick des sonst so reinen spiegelhellen Auges über die röthlichen Blumen schweifen, mit denen die grüne Fläche bedeckt war.

Solche Blumen hatte sie spielend mit Mistiwoi und Hodica zu Kränzen und Sträußen gewunden und diese waren der Preis desjenigen von ihnen gewesen, der es am geschicktesten zu machen verstand.

Vorzüglich führte ihre Erinnerung ihr einen Tag herauf, an welchem sie mit jenen beiden Spielgenossen einem ähnlichen Vergnügen hingegeben, diese so weit an Kunstfertigkeit übertroffen hatte, daß ihr kleiner Körper wie in ein Gewand von frischen Blüthen eingehüllt gewesen war.

Hodica hatte damals in die Hände geklopft und laut gerufen:

Seht da, Oda ist eine Braut und Mistiwoi ihr Bräutigam!

Wenn sie, noch als Kind, sich nachher mit denselben Blumen schmückte und in den Wellen des See's spiegelte; wenn sie, ein paar Jahre später, über die Wiesen wandelte und den Thau von ähnlichen Blüthen streifte; oder, wenn sie, schon als gereifte Jungfrau, diese bunte Zierde der Au in Schaalen vor ihrem Fenster sammelte und die süßen Düfte derselben einathmete — immer war ihr Hodica's Wort wieder eingefallen, jener kindische Scherz: Oda und Mistiwoi sind Braut und Bräutigam!

Welche theure Hoffnungen hatten sich dadurch in ihrem Herzen entsponnen! wie heiß hatte ihr Busen diese genährt — und was war davon übrig geblieben?

Die Spiele ihrer Jugend, die Ehe Hodica's mit Boleslav, der Wille ihrer Väter, ja selbst die Schönheit, die sie Beide auszeichnete und berühmt machte im Wendenlande — so viel Bande, und alle hatte Mistiwoi sie zerrissen.

Oda wußte nicht, ob Billug zu seinem Sohne je von ihr gesprochen, sie zitterte, wenn sie dachte er könne es gethan haben, denn dann wäre sie schlimmer als nicht geachtet, dann wäre sie ver-

schmäht gewesen — das Schmerzlichste was einem Weibe begegnen kann.

Unbewußt entstanden, war ihr das Gefühl, welches ihre Brust bewegte erst klar geworden, als ihr Vater sie schon dem Erwählten bestimmt hatte, als Horich um sie warb.

Trotz Mistiwoi's Abfall vom Wendenthume und seinem Hinüberneigen auf die deutsche Seite durfte sie bis dahin immer noch anf seinen Besitz zählen; aber nach seiner Verlobung mit der Sachsenfürstin — o, da war alles kalt, dunkel, starr und todt.

Als sie eines Tages sich eben wieder in ihr trübes Sinnen darüber versenkt hatte, trat Horich zu ihr ins Zimmer.

Sein Gesicht war finster und contrastirte seltsam mit dem Tone erzwungener Lustigkeit in seiner Stimme, wenn er sprach.

Der arme Jarl hatte so eben die Nachricht empfangen, daß Sigrid sich wirklich an Svend vermählt und Olaf demselben Dänemark überlassen habe.

Er wußte nun nicht, sollte er über die Entfernung von dem Gegenstande seiner verschmähten Liebe trauern oder sich freuen, und so entstand der sonderbare Zwiespalt in seinem Betragen.

Nach und nach jedoch erlangte er sein na-

türliches Wesen wieder. Er that sich Gewalt an, und theilte der schönen Oda seinen Entschluß mit, nach Dänemark zurückzukehren, aber es war ihm unmöglich, nicht noch einmal von seiner Liebe und seinen Hoffnungen zu sprechen, und da Oda in ihren heutigen Antworten ein Mitgefühl verrieth, welches er bis jetzt an ihr noch nicht bemerkt hatte, so fing er fast an zu glauben, daß er ihr Herz gerührt habe. Der Sinn ihrer Worte indessen, und das überströmende Auge verriethen dem Erstaunten, daß sie, gleich ihm, von einer hoffnungslosen und tiefen Leidenschaft erfüllt war, deren Gegenstand kein anderer als Mistiwoi sein konnte.

Jetzt über seine merkwürdige Verblendung aufgeklärt, ehrte er den Schmerz Oda's, und versuchte nicht mehr ihr Herz zu bestürmen. Er gewann sogar die Kraft, ihr Trost einzusprechen, und wenn der Erfolg davon auch nicht sehr groß zu sein schien, so erlangte er wenigstens dadurch den Vortheil, den Sturm seiner eignen Brust zu beruhigen und zu sänftigen.

Endlich nahm er Abschied. Es kam ihm vor, als ob die Last seines Schmerzes um Vieles erleichtert wäre, und er trat seinen Weg mit mehr Zuversicht an, als er je wieder zu fühlen gehofft hatte.

Seit seinem Scheiden von Plön hatte dann

der Jarl die Ausrüstung eines Schiffes und die Werbung der dazu gehörigen Besatzung betrieben. Als Alles beendet war und er sich eben auf dem Wege zur Einschiffung befand, kam plötzlich die Krankheit, welche schon lange seinen Körper erfüllte, zum Ausbruch, und verhinderte abermals die Ausführung seines Vorhabens.

Sein Zustand nahm eine bedenkliche Wendung, die frühere Kraft verließ ihn fast ganz, und das erhitzte Blut erzeugte in seinem Geiste fortwährend die ausschweifensten Fieberphantasien.

In solchen Delirien sah er sich einsam auf dem Meere schiffen, umrauscht vom Donnergetos der schäumenden Wellen, und der ganzen Wuth der Elemente preisgegeben. Dann legte sich der Sturm und ein blühendes Gestade lud ihn ein zu landen; schon wollte er den Fuß auf den Boden setzen — da riß ihn der Orkan wieder hinweg, in die Mitte der heulenden See. Hier bestand er den Kampf mit einem furchtbaren Viking, er unterlag; tausend auf ihn gezückte Schwerter durchbohrten sein Herz. Dennoch lebte er fort; das Schiff hob sich höher und immer höher aus der Fluth; endlich ward es zu einem Felsen, auf dem er hülflos und verwundet, von den Raubvögeln, die sich dort sammelten, zerrissen wurde.

Um diesen Felsen verschwand plötzlich das Meer und die grünenden Fluren Laalands zeigten

sich seinen Blicken. An dem Ufer der Insel wandelte die schöne Oda, verfolgt von einem Ungeheuer, das die Züge Mistiwoi's trug. Er stand die entsetzlichste Angst aus; aber er konnte sich nicht regen, er konnte der Fliehenden keine Hülfe bringen. Das Ungeheuer verschlang vor seinen Augen die Geliebte, und sogleich brach eine fürchterliche Nacht herein, eine Nacht, in der er nichts mehr sah, nichts hörte, in der er sich selbst verlor.

Nach und nach jedoch wurden diese Zufälle seltener und schwächer; zuletzt hörten sie ganz auf, und allmälig fing die Krankheit zu weichen an.

Hodica pflegte ihren Gast mit der zartesten, unausgesetztesten Aufmerksamkeit, und wandte alle Mittel an, die ihr zu Gebot standen, um ihn zu heilen. Auch war es nicht zu verkennen, daß ihre Hülfe, ja schon ihre bloße Gegenwart, vortheilhaft auf ihn einwirkte.

Wenn sich ihr sanftes, blasses Gesicht, mit den treuen Augen, auf den in heißer Fiebergluth liegenden Jarl herab beugte, eine wohlthätige, trostreiche Erscheinung unter so viel düsteren Phantasiegebilden, so empfand er eine unaussprechliche Beruhigung und der Anfall verlor augenblicklich von seiner Stärke.

Auf diese Weise gewöhnte der Kranke sich daran, seine Wirthin, als ein heilbringendes,

höheres Wesen zu betrachten, und auch da noch, als sein Zustand sich schon wieder gebessert hatte mochte er diese Idee nicht ganz los werden.

Hodica, in streng-christlichem Glauben auferzogen und schon in ihrem dreizehnten Jahre zur Aebtissin bestellt, war, ohne gerade eine besondere Neigung zum geistlichen Stande zu haben, doch von der reinsten Frömmigkeit beseelt.

Nachdem der Tod ihre gezwungene Ehe mit Boleslav gelöst hatte, lebte sie still für sich, mit der Ausübung guter Werke beschäftigt, vergessen von Vater und Bruder, wie von der Welt.

Längst hatte sie alle ihr angethane Beleidigungen verziehen, und wenn sich ja noch ein Wunsch in ihrem Herzen regte, so war es der, aus der Umgebung der heidnischen Wenden zu entkommen, und ihre Tage unter Christen zu beschließen.

Vortrefflich in ihrer Riligion unterrichtet, machte sie deren Wahrheiten zwischen sich und dem wiedergenesenden Horich, der ihre Gesellschaft kaum mehr entbehren konnte, zum Gegenstande der Unterhaltung.

Der Jarl, der, vielleicht mit Wahrheit, nur ihrer Hülfe seine Heilung verdanken zu müssen glaubte, die sie wieder einzig und allein der Barmherzigkeit Gottes zuschrieb, wurde auf diese Weise nach und nach für die Idee eines höchsten Wesens, von der seine Pflegerinn begeistert war, gewonnen.

Körperschwach, von dem wilden Leben, das er bisher geführt, entfernt, in der weichen, versöhnlichen Stimmung eines vom Krankenlager Erstandenen, mußten solche Gedanken aus solchem Munde, mit der vollen Ueberzeugung ihrer Wahrhaftigkeit vorgetragen, einen hohen Einfluß auf ihn äußern.

Aus Unbekanntschaft mit den Lehren der christlichen Religion und als etwas Fremdes, für einen Krieger wie er meinte Unpassendes, hatte er jenen Glauben verachtet. Da er ihm so in die Seele drang, änderte sich die Sache und er wurde ein eifriger Schüler der frommen Hodica.

Wie war sie doch so ganz anders, als alle Weiber die er bisher gesehn! So sanft, so leuchtend ruhig, so still beglückend; ein echtes Weib. Ihr Anblick war so licht, so Vertrauen erweckend, ganz entgegengesetzt dem der wendischen Frauen, unter deren wenn auch noch so großer äußerer Schönheit stets eine unruhige wilde Leidenschaftlichkeit zu lauern schien.

Das schlichte, blonde Haar, welches ihre schönen Schläfe schmückte, die Zartheit ihrer Gestalt, vereint mit der Kraft und Festigkeit der Gesinnung, die sie an den Tag legte, schufen in ihrer Person das Ideal einer Hausfrau. Bei Horich's männlichem Charakter, der die sanftere Hingebung am andern Geschlech temehr schätzte, als die Feuer-

gluth der Neigung, war es nicht zu verwundern, daß, wenn Hodica so vor ihm erschien, ähnlich der Pflanze, die sich liebend um den schützenden Stamm zu schlingen begehrt, selbst das Bild Oda's in tiefen Schatten trat.

Wenn er ihr zuhörte kam ihm sein ganzes bisheriges, auf nichts Bestimmtes gerichtetes, Leben wie ein wüster Taumel vor, und er konnte es sich nicht vergeben, daß er so lange Zeit in Plön zugebracht hatte, sich in vergeblichem Schmerz verzehrend, oder seinen Unmuth durch berauschende Getränke ertödtend, wie sehr ihn auch Umstände und die Sitten seiner Umgebung dabei entschuldigten.

Zur That aufgerufen, mußte er freilich erst Boden für seine Kraft gewinnen, und in dieser Absicht sendete er um neue Nachrichten nach Dänemark hinüber, sobald ihm die weichende Krankheit wieder thätigeres Eingreifen in seine Verhältnisse gestattete.

Wohl war auch zu ihm das Gerücht gedrungen, daß Mistiwoi zurückgekommen sei, und Ceadrag's Tochter sich zur Gattin bestimmt habe. Jedoch machte diese Botschaft auf ihn, der wußte, daß Oda auf immer für ihn selbst verloren sei und der eben Hodica am höchsten verehrte, nur einen schwachen Eindruck, denn er fühlte sich bereits ein Anderer; er erstand von seinem Siech-

bett mit klarem, festem Geist, und weit hinter ihm lag sein vergangenes Leben und Alles, was diesem angehörte.

Hodica mochte wohl aus den im grausen Fieberwahnwitz gesprochenen Worten ihres Gastes auf die gestörte Ruhe seiner Seele schließen; doch schrieb sie jene Ausbrüche mehr der Natur seiner Krankheit zu, und da er sich durch ihre Nähe beruhigen ließ, ja unverholen äußerte, daß er ihren Bemühungen die meiste Linderung verdanke, so fing sie an, ihm eine warme Theilnahme zuzuwenden; denn — und darin besteht zum großen Theil unsere Gottähnlichkeit — wir lieben meist, was wir schaffen oder bilden.

Aus denselben Gründen steigerte sich das Interesse, welches sie an ihm nahm noch höher, da sie als seine Lehrerin auftrat. Der günstige Eindruck, den er bei dem ersten Anblick auf sie gemacht, hatte sich nicht verwischt, sondern im Gegentheil an Stärke zugenommen, und zu derselben Zeit, wo er ihre Zartheit und wohlthuende Milde pries, bewunderte sie seine männliche Würde und Ergebung. Und — so ist das Herz — je treuer, je mehr sie seiner pflegte, — je werther war er ihr geworden.

Die Verwüstungen des Fiebers, das den Jarl leiblich wie geistig umgewandelt, konnten schrecklich genannt werden; dennoch erholte er sich

rasch wieder, und der Tag seiner Abreise nahte bereits mit starken Schritten.

Olaf und Svend, der sich endlich bekehrt, hatten ein Bündniß zur Aufrechthaltung und Verbreitung des Christenthums geschlossen, — jetzt eine erfreuliche Nachricht für den Dienstmann des Dänenkönigs, denn er konnte nun seinen schon gereiften Entschluß, das Heidenthum zu verlassen, ausführen ohne Schaden für seinen zeitlichen Vortheil besorgen zu müssen, und er wandte deshalb die ganze, ihm noch übrige Zeit zur Erlernung der hauptsächlichsten Religionslehren an, wobei ihn Hodica eifrig unterstützte.

Diese Beschäftigung rief die Scheidestunde heran.

Die Rosse waren gezäumt und die Begleiter warteten, zur Fahrt gerüstet, als Horich zu seiner Wirthin eintrat.

Es herrschte eine liebliche Stille im Gemach. Der Jarl grüßte stumm und stellte sich an das Fenster. Eine Zeit lang sah er schweigend hinaus, dann nahte er sich langsam dem Lehnsessel Hodica's und sprach in einem fast traurigen Tone:

„Ich bin tief in Eurer Schuld, meine gütige Wirthin, und ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich ein Mittel finden könnte, meinen Dank so wie ich es wünsche abzutragen. Laßt mich hoffen, daß Ihr meiner Wiederkehr

nicht zürnet, wenn ich, wie es meine Absicht ist, ein Asyl ausgefunden habe, das sich zu Eurem Aufenthaltsorte eignet."

„„Was sagt Ihr, Jarl von Laaland"" — antwortete Hodica, indem sie sich aus ihrer nachdenkenden Stellung erhob — „„Ihr wollt mich nach Dänemark führen und Euch mit der Beschützung eines schwachen Weibes belasten?""

Horich, der sein schüchternes Anerbieten wegen des von seiner Wirthin geäußerten Widerwillens unter den Heiden zu leben gethan, jedoch kaum die Hoffnung es angenommen zu sehn genährt hatte, wurde durch diese Worte angenehm überrascht.

„Eure Beschützung!" — wiederholte er — „o, mit meinem Leben will ich Euch vertheidigen! Nehmt Euer Versprechen nicht zurück" — setzte er dann sogleich hinzu, als er sah, daß Hodica über diesen ihren plötzlichen Gedankenausbruch betreten wurde; — „nein, ich beschwöre Euch, sagt mir, würdet Ihr Euch gern meinem Schutze anvertrauen?"

Die so Befragte wandte sich ab, verbarg ihr Gesicht am Fenster und sprach mit mühsam unterdrückter Bewegung:

„„Edler Horich, Euer Reisezug wird ungeduldig. Wir müssen scheiden. Lebt wohl!""

Sie reichte ihm ihre Hand. Der Jarl hielt diese fest und rief mit Feuer:

„Wir scheiden, ja, weil Ihr es wollt, aber bei Allem was mir theuer ist! ich kehre bald wieder! O Hodica, Ihr müßt mir dies gestatten!“

Hodica blieb schweigend in der angenommenen Stellung, ließ aber dem Jarl ihre Hand. Ein Hauch glitt über dieselbe, es war als wenn etwas Warmes sie berührte, dann schien Jemand: Dank für die Hoffnung! Lebt wohl! und ähnliche Worte zu stammeln. Vom Hofe herauf tönte ein Geräusch wie Hufschlag, und gleich nachher sprengten mehrere Reiter durch das Thor. Das Auge der Nachschauenden folgte ihnen so lange, bis der Weg sich wand und sie ihren Blicken entzog, Einer von den Männern grüßte noch einmal — Hodica kehrte sich um — ihr Zimmer war leer und die Burg sehr still.

Viertes Kapitel.

Otto III.

Seele und Körper sind vereint, sind Eins; aber die sie bewegenden Kräfte sind verschieden und in ungleichem Maaße jedem Menschen zu-

getheilt. Die Sinne, das Agens des Körpers, und der Geist, der Herrscher der Seele streiten in den Einzelnen um die Prävalenz. Bei überwiegendem Einfluß der einen oder andern dieser Mächte, sind folgerecht auch die Bestrebungen desjenigen in welchem sie wirken verschieden. Die einseitige Anlage des Geistes läßt oft die durch die Sinne dargebotenen Freuden thöricht verachten, während die allzugroße Herrschaft der Letzteren häufig edlere Genüsse weder anzuerkennen noch zu begehren erlaubt.

Ein vollkommner Mensch sollte Beides mit gleicher Liebe hegen und umfassen; es hat aber stets nur Wenige gegeben, welche diese zwiefache Kraft in sich ausgebildet und über sie geboten haben. Denn, wie die Hingebung an ihren Zauber, ist auch dessen Beherrschung eben der Vorzug einer glücklichen Organisation.

Zu denen, die solcher idealischen Höhe der Naturbegabung nahe gekommen sind, darf und muß auch Otto III. gezählt werden.

Von einer griechischen Mutter geboren, von dem gelehrten Gerbert erzogen, besaß er einen der gebildetesten Geister. Zugleich war er mit dem lebendigsten Gefühl für das Schöne begabt und von der Bewunderung und Nacheiferung der heiteren griechischen Lebensfreiheit durchdrungen.

Diese Richtung nun ließ ihn seine südlichen

Länder und in ihnen vorzüglich Rom liebgewinnen, da er hier in alten Erinnerungen doch mehr der ernsten Gemüthstiefe seines Volkscharacters Zusagendes vorfand.

In seinem Haupte war die Idee entstanden, die alte Stadt der Catonen und Cäsaren zu ihrem früheren Glanze zurückzuführen, sie zu seiner Residenz, also wieder zur Hauptstadt der Welt zu machen, von hier aus Alles mit dem Licht der Wissenschaft, wie sie in ihm, in Gerbert und einigen Andern sich regte, zu durchdringen, und in heiter lebendiges Kunst- und Liebesleben zu leben.

Je mehr er von diesem Plan erfüllt war, je unangenehmer mußten ihm die ewigen Unruhen in Rom erscheinen, und als Crescentius in neuer Empörung Gregor V. verjagte, und einen andern Papst, den Johannes Placentinus, einsetzte, war er sogleich wieder rächend herbeigeeilt, hatte den Patrizier von dem Thurm der Engelsburg herunterstürzen lassen und den Papst dem Kriegsvolk übergeben. Nachdem man den Letzteren verstümmelt und in den Kerker geworfen, hatte Gregor, trotz der rührenden Fürbitte des Abts Nilus, diesen seinen Gegner auf einen Esel setzen, und zum Hohn durch die Stadt führen lassen. Der greise Nilus war bei solcher Schmach innig betrübt in fromme, drohend prophetische Worte ausgebrochen, die den Kaiser mächtig erschütterten.

Das Unbehagen und die Reue über diese That hatten sich jedoch mit der Zeit vermindert, und Otto lebte nun schon ins zweite Jahr zu Rom, mit dem Ordnen der italienischen Zustände und seinen Studien beschäftigt.

Die Sonne eines heitern Tages war im Niedergehen. Der Kaiser schob seine mathematischen Exempel zurück und überließ sich ganz den Gedanken, die ihn während der letzten Zeit seines Arbeitens unterbrochen hatten. Sein Auge fiel auf die vor ihm ausgebreitete Stadt.

Wie schön war doch das ewige Rom! wie schön in seinen Trümmern selbst, vom Abendstrahl beleuchtet! Und wie mußte es erst sein, wenn die sieben Hügel wieder aus dem Schutt und der Verwüstung entstanden, wenn sich die öden Straßen mit neuem Leben füllten und eine bunte Gestaltenwelt durch sie dahin wandelte! wenn regsamer Männerschritt auf dem Forum widerhallte nnd der leichtere Fuß der Matronen und Jungfrauen zum Aventius aufstieg; die Römer, stolz und würdig wie ihre Vorfahren, die Römerinnen schön und glühend, in der malerischen Kleidung ihrer Mütter, mit dem weißen purpurbesäumten Gewande!

Einmal hatte Otto solche Gestalt leibhaftig vor sich gesehn, bei dem Feste des Crescentius

hatte sie ihm eine Krone gereicht. Es war Stephania, die Gattin des Verräthers, das herrliche Weib gewesen!

Er malte sich eben aus, wie heiß ihre Finger auf seiner Wange gebrannt, wie glühend sie ihm ins Auge geblickt hatte, und wie ähnlich ihre Erscheinung der einer vollendeten Römerin der alten Zeit ihm erschienen war, da klopfte es an die Thür, und Schorn, sein alter Kämmerling, trat ein mit der Meldung, daß eine verschleierte, wie es schiene vornehme, Dame den Kaiser zu sprechen wünsche.

Nachdem Otto ihm die Erlaubniß sie vorzulassen zugewinkt hatte, wurde die Audienzsuchende hereingeführt.

Einen Augenblick darauf vernahm Schorn einen lauten Schrei aus dem Munde seines Herrn. Sogleich riß der treue Diener, vor italienischem Verrath besorgt, die eben geschlossene Thür wieder auf, um zu sehen was es gäbe.

Ein Zornblick aus den Augen Otto's ließ ihn jedoch seinen Kopf rasch zurückziehen; er hatte indessen Zeit genug gehabt, um in der Fremden, die jetzt schleierlos vor dem Kaiser stand, die Wittwe des Crescentius zu erkennen, deren Bild seinem Gedächtnisse bei der ersten Anwesenheit in Rom zu deutlich eingeprägt worden war, als daß er es hätte vergessen sollen.

Die Unterhaltung dauerte ziemlich lange, und Otto ließ Mehreremale während derselben Erfrischungen bringen. Endlich entfernte sich Stephania, wie der Kämerling zu bemerken glaubte, mit stolzem Schritt und leuchtendem Blicke.

Mehrere Tage nach diesem Vorfalle wurde der Kaiser unruhig; eine brennende Ungeduld schien sich seiner zu bemeistern, und Schorn fing an, sein Amt viel beschwerlicher zu finden, als es ihm bis jetzt vorgekommen war.

Ohne auf die Besorgnisse seiner Umgebung zu achten, unternahm Otto häufige Ausflüge zu Pferde. Merkwürdig war es dabei, daß er denselben stets die nämliche Richtung gab, so fast, als wenn er sich vorgesetzt hätte, durch die immer größer werdende Ausdehnung des von ihm beschriebenen Bogens einem bestimmten Punkte, nahe zu kommen.

Die solchergestalt umkreiste magnetische Stelle schien eine schöngelegene Villa zu sein; denn als er dieselbe eines Tages gerade vor sich auf dem Wege fand, hielt er zögernd und unentschlossen sein Pferd an, augenscheinlich überlegend, ob er umkehren oder seinen Weg fortsetzen solle; endlich gab er dem Rosse die Sporen und sprengte blind darauf zu.

Es war das Landhaus Stephania's, in welches er eintritt.

Als die Wittwe ihn empfing, brach ein Blick der Siegesfreude aus ihrem Auge, und sie begann sogleich durch alle Künste der Verführung seine Sinne zu umstricken.

Kostbare, mit seltenen Gewürzen versehene Speisen und feurige Weine mußten sein Blut aufregen und durchglühen. Tanz, Spiel und Gesang Aug' und Ohr fesseln, daß die gefangene Phantasie sich an solche reizend bewegte Außenwelt hingab und das umgarnte Herz, von Genuß zu Genuß taumelnd, keinen Ruhepunkt fand, sich wieder zu sammeln und auf sich selbst zurück zu ziehn.

Ueberall mußte dem Kaiser eine sinnreiche Anordnung, eine durch ihren Geist geschaffene Erfindung überraschen. Jeder Erscheinung war der Stempel der begabten, reizvollen Persönlichkeit Stephania's aufgedrückt.

Otto schien an keine Rückkehr zu denken, und ließ den Zauber auf sich wirken, wie er mochte. Ein in Götterfreiheit genießender Unsterblicher, der die Lenkung der Welt aufgiebt, sah er seine Tage in ungetrübter Seeligkeit dahinschwinden. Die feste Männlichkeit und Thatkraft seines Charakter's, ob mit Bewußtsein oder nicht, war in Schlummer gewiegt.

Eine Wundernacht, eine Nacht, in der die traumvoll halberschlossene Knospe der Ahnung

eines höheren Seins zur Blüthe werden wollte, war hinabgetaucht. Im ganzen Umkreis des Gehörs herrschte eine köstliche Stille und alles schien noch in tiefem Schlaf begraben.

Der dämmernde Morgen, ihr junger Sohn, hüpfte aus dem Gewande der alten Mutter Nacht mit glänzenderer Verheißung als je, und die Wogen des Meers, das über die weitgedehnten Maremnen hinweg in der Ferne sichtbar wurde, spiegelten den blauenden Himmel in ihrem Schooße wie zwei schöne Augen, die in einander schauend sich ihr Bild zeigen.

Die Thür von Stephania's Zimmer öffnete sich und die Herrin jener Gemächer trat an der Hand Otto's auf die Gallerie hinaus, in die duftige Morgenfrische.

Der Kaiser hatte das Wamms geöffnet, um die heiße Brust in der kühlen Luft zu baden, sein Gesicht war lebhaft erregt und er blickte lächelnd auf seine Begleiterin. Diese, in ein weißes Nachtgewand gekleidet, hatte ein maurisches Gewebe, eine Art Schawl, auf verführerische Weise um die Schultern geschlungen, ihr Antlitz war mit jener sanften und reizenden Bläße bedeckt, die köstlicher ist, als der zarteste Incarnat, und ihr dunkles Auge strahlte in schmachtendem Glanz.

„Seht" — sprach sie, mit dem Finger auf das ferne Meer deutend — „wie der Himmel

eben seiner Geliebten, der blauen See, den Sonnenball als eine Krone darreicht und wie diese sie dankbar empfängt!“

„„In Wahrheit““ — antwortete Otto — „„ein schöner Morgen! Aber ich würde lieber sagen der Wiederschein des glänzenden Gestirnes im Meere sei das in der Seele der Geliebten lebende Bild ihres Erwählten, welches so lange seinen Platz ausfüllt, bis er selbst in ihre Arme zurückkehrt, das heißt, bis es Nacht wird.““

„Nein, Nein!“ — sagte Stephania — „ich bleibe bei dem Gleichniß mit der Krone, das gefällt mir viel besser. Der Himmel ist ein Herrscher, und die Geliebte eines Herrschers sollte auch immer eine Krone tragen. Denn was dürfte sie nicht mit ihm theilen, und was kann ihr Köstlicheres geboten werden?“

Otto, der sich, um das Schauspiel der aufgehenden Sonne zu genießen, von der Sprechenden abgewandt hatte, wurde durch diese Worte wie vom Blitz getroffen. Er sah plötzlich klar, was in der Seele Stephania's vorging und wenn je sein Herz sich für sie geöffnet haben mochte, so schloß es sich jetzt gewiß wieder vor ihr zu. Er blickte sie an, und, war es der erregte Argwohn oder Wahrheit — er fand seine Gedanken bestätigt, denn ihr auf ihn gerichtetes Auge schien

in seiner Tiefe einen Strahl lauernden Triumphes zu bergen.

Also, die Krone! wiederholte er bei sich selbst, und um diesen Preis: Liebe! O, nimmermehr! Das war verrechnet, schöne Wittwe!

„Ich glaube doch," — entgegnete er laut — „daß nicht allein der Fürst, sondern jeder Andre auch, noch Besseres zu bieten hat, nämlich — die Liebe um ihrer selbst willen, ohne Vortheil, ohne Hoffnung auf Gewinnst. Ihr habt indeß vielleicht andere Begriffe von Uneigennützigkeit, holde Stephania!" —

Nach dieser Antwort, die in einem Tone gesprochen war, welcher ziemlich verändert gegen den früher von ihm geführten klang, trat Otto an das Geländer der Gallerie zurück. Bei aller ihrer Gewandtheit gelang es der Römerin nicht, rasch genug etwas zu erwiedern, das den von ihr recht gut bemerkten ungünstigen Eindruck zu schwächen geeignet gewesen wäre, denn noch vor vollendeter Entgegnung des Kaisers war laut an das Thor gepocht worden und unmittelbar darauf sprengte ein Bote in den Hof, der den jungen Herrscher ohne Verzug zu sprechen begehrte.

Stephania schlüpfte in ihre Gemächer und Otto ging, um den Auftrag des Abgesandten zu vernehmen.

Da diese Botschaft in der Nachricht vom

plötzlichen Tode Gregor's bestand, so befahl er, sogleich zu satteln und verließ zur selben Stunde das Haus.

Stephania begrüßte den Enteilenden zum Abschiede mit dem reizendsten und freundlichsten Lächeln, während sie zu sich selbst sagte: O, daß er auch gerade jetzt gehn muß! aber er soll doch noch thun, was ich will, oder — damit schlug sie das Fenster, an welchem sie gestanden hatte, zu und zog sich in das Innere des Gemaches zurück, als eben die Gestalt des Kaisers unter dem Thore verschwand.

Es kann nicht wunderbar erscheinen, daß jene Zeit, die viele Apostel und Märtyrer gebar, auch in andern Individuen einen hohen Grad der Frömmigkeit an's Licht kehrte. Wie sehr auch Otto auf die Unverletzlichkeit und Majestät seiner Würde und auf die durchgreifendste Erfüllung, der von ihm bestimmten, kirchlichen Ordnung hielt, so gehörte er dennoch den strengsten Anhängern der christlichen Glaubenssatzungen zu.

Aus diesem Grunde erschien er etliche Tage nach seiner Entfernung aus der Villa der Wittwe des Crescentius als Büßender, in eine Höhle zurückgezogen, alles kaiserlichen Schmuckes entkleidet und von Furcht befallen.

Diese Befangenheit seiner Seele war durch die Zusammenstellung des jähen Todes Gre-

gor's mit den drohendprophetischen Worten des Nilus entstanden, den er selbst in Begleitung eines Bischofes besuchte, seine Reue über die an Johannes XVIII. verübten Grausamkeiten bezeigend.

In diesen Bußgedanken traf ihn der Ruf der Wunder, die im fernen Polenlande am Grabe des heiligen Adalbert geschehen sein sollten, und er beschloß eine Wallfahrt dahin zu unternehmen.

Fünftes Kapitel.

Rhetra.

Der Racheruf Mistiwoi's hatte das wendische Land durchdrungen und alle seine Stämme aufgeregt. Natürlich war er selbst, oder das, was ihn veranlaßte, nicht immer der Haupthebel der beginnenden Bewegung. Der Sinn für Kriegszüge überhaupt stimmte wohl gleich die Meisten dafür, Vielen war schon die Hoffnung auf reiche Beute ein genügender Antrieb, noch Andere wurden durch die Religion zur Erhebung und zum Haß entflammt, wenn der Letztere nicht schon an sich selbst als Erregungsmittel mitgewirkt hatte.

So leicht es nun aber auch gewesen war, diesen Haß zu einem bestimmten Zwecke aufzu-

stacheln, so schwierig war es doch, diesen Zweck selbst durch ihn zu erreichen.

Der Haß vermag nicht, wie die Liebe, für sich allein etwas Großes zu vollbringen. Er muß seine Mittel genau vertheilen, berechnen und abwägen; er bedarf des ordnenden Geistes.

Der gerade fehlte hier. Mistiwoi war durch seine Wuth und seinen Schmerz an eine vortheilhafte Benutzung der Verhältnisse verhindert, und um die nöthige Klarheit und Energie, wenn er solche überhaupt besaß, betrogen. Einen Freund, der für ihn hätte eintreten können, hatte er nicht, die ganze Last fiel also auf den Priester Ceadrag zurück, welcher zwar den Plan im Großen schaffen konnte, aber wegen seiner mangelhaften Kenntnisse in den kriegerischen Wissenschaften zur wirkungsreichen Behandlung der Einzelheiten völlig ungeeignet war.

Ceadrag hatte nun zuvörderst auf eine Versammlung aller Wenden zu gemeinsamer Berathung sein Augenmerk gerichtet. Der Ort wo diese stattfinden sollte, war Rhetra, der Tempel des wendischen Kriegsgottes Radegast.

Die Wenden glaubten an viele Götter; aber jeder Stamm verehrte doch vorzugsweise ein bestimmtes Idol; ungefähr wie bei den Griechen der Minerva am häufigsten in Athen, dem Apoll und der Diana auf Delos u. s. w. geopfert wurde.

Der oberste Gott des wendischen Nationalglaubens war Swatovid, der heilige Sieger, der Lichtgott, der Herr der Welt, der Erde; der zweite nach ihm Bissamar, der schwarze Gott, der Gott der Unterwelt. Aus der Vereinigung dieser Beiden mit dem großen Namenlosen im Himmel, dem Himmelsgott, welcher jedoch nie besonders angerufen wurde und nur in dieser Vorstellung vorhanden war, entsprang der Triglav, der demnach keine eigentliche Wesenheit, sondern nur einen Begriff repräsentirte. Wohl aus diesem Grunde auch umschloß ein goldnes Band die Augen und Lippen seiner drei versilberten Köpfe.

Gerovit oder Zuarasisi, der Frühlingssieger, Rugiävit, der Sommergott und Porenuz, der Gott des Winters, fanden gleicherweise ihre Einheit in Porevit, dem Gotte des Jahrs, der Zeit.

Sie Alle hatten ihre Tempel auf der Insel Rügen, welche von den Ranen, dem reinsten, edelsten Stamme der Wenden, gewissermassen den wendischen Leviten, bewohnt wurde.

Zu den genannten oberen Göttern kamen noch mehrere Untergötter, und aus dem ganzen, durch sie erweiterten, Kreise hatte sich nun jeder Volksstamm, wie Tradition, Ort u. s. w. seine Wahl lenkte, Einen herausgenommen, den er, ohne der Gesammtreligion dadurch zu nahe zu treten, als seinen besonderen Gott auszeichnete. Bei

den Ranen war es natürlich Swatovid. Aber bei den Luitiziern, dem zahlreichsten, mächtigsten Wendenstamme, wurde auf diese Weise Radegast, der dem Thor wie Swatovid dem Odin entsprach, — die Schutzgottheit.

Da man ihn als den ältesten, den ursprünglichen Gott betrachtete, auch die Luitizier, nach dem Absterben ihres letzten Fürsten, ihn für ihren alleinigen Herrscher und König erklärten, so war sein Ansehn zuletzt bei allen Stämmen so hoch gestiegen, und sein Tempel, — in dem sie alle ihre Beute aufhäuften, — so glänzend geworden, daß derselbe bald als ein Wallfahrtsort und als die Metropole des gesammten Volks galt.

Dies, vereint mit der kriegerischen Bedeutung der Luitizier selbst und mit der Lage des Tempels, im Herzen des Landes, an einem Orte, wohin noch nie die Feinde vorgedrungen waren, mußte ihn als die geeigneteste Stätte zu einer allgemeinen Versammlung erscheinen lassen.

Die umfassende Benennung Luitizier begriff die vier Stämme: Dolenzer, Circipaner, Kissiner und Redarier in sich. Den Letzten, als den Angesehensten war die ausschließliche Bewachung der Heiligthümer anvertraut, und in ihrem Gau lag natürlich auch der Tempel.

Mistiwoi verzögerte unglücklicherweise seine Ankunft bis zum Vorabend des Festes, welches

immer und also auch diesmal am zehnten November begangen wurde. Sein spätes Erscheinen verhinderte von vorn herein eine erfolgreiche Besprechung mit den Häuptern der Nation, denn am Festtage selbst gab es weder Zeit noch Ort zu solcher Unterredung; war die Feier aber einmal vorüber, so zerstiebte, dem wendischen Charakter gemäß, Alles in wilder Unordnung. An eine Vertheilung der Rollen und Kräfte zur Führung eines nachhaltigen Krieges, so zu sagen, eines Kampfes auf Leben und Tod, war demnach nicht zu denken, und Mistiwoi mußte den Erfolg seiner Pläne dem Zufall überlassen.

Er erwartete schlaflos den Tag.

Seitdem Völker an höhere Wesen glaubten, hat es zu deren Verehrung auch bestimmte Stätten gegeben, die — selbst wenn der erste Cultus, dessen Ausübung sie gesehn, längst in Vergessenheit versank, — die höhere Weihe sich bewahren, welche Natur oder Kunst ihnen verlieh; ewiger als die Form der Anbetung, nur mit dieser wechseln, oder, sich in feierliches Schweigen hüllend, die Herzen der folgenden Geschlechter noch mit heiligen, gewaltigen Schauern durchbeben, indem sie vor dem Geist, der ihren Kreis betritt, die Schemen verdämmerter Götter heraufführen.

Eh' die Alles zerstörende Menschenhand sich auch nach jenen Plätzen gierig ausgestreckt, barg die Ein-

samkeit der Wälder unseres Vaterlandes viele solcher, gleichsam von der Natur bezeichneter, Stellen zur Anrufung machtvoller, überirdischer Wesen, und, den Wink verstehend, opferte und betete man hier.

An einem ähnlichen Orte, einem Orte, der schon in der grauesten Vorzeit durch dem Odin dargebrachte Bundesopfer geheiligt wurde, hatten auch die Wenden ihre Metropole, die Rhetraburg erbaut.

Es war eine ungeheure, majestätische Rotunde, von dichtbelaubten, knorrigen Eichen gebildet, die mit ihren hochaufstrebenden, tausendjährigen Wipfeln das Himmelsgewölbe zu tragen schienen. Niemand betrat unbefugt diesen geweiheten Raum; selbst der scheue Fuß des freischweifenden Wildes blieb fern davon, und ringsum herrschte tiefe Stille; nur unterbrochen von dem Rauschen des Windes, der leise und mit feierlichem Wehen durch die Blätter strich.

In der Mitte des grünen Domes lag tief und dunkel ein See, dessen schwarze Wogen, von keinem Hauch der Luft getroffen, in regungsloser Ruhe die am Horizont dahinsegelnden Wolken abspiegelten, und, düstre Wächter, die Insel schützten, auf der sich das eigentliche Heiligthum erhob.

Der Tempel selbst, weil man auf einer Zugbrücke zu ihm gelangte: die Rhetraveste ge-

nannt, war so kunstreich von Holz erbaut, daß seine Wände weggenommen und der am jenseitigen Ufer versammelten Menge die Einsicht in ihn eröffnet werden konnte.

Die Tragesäulen und das Gebälk glänzten in unvergänglichen, grellen Farben; Waffen der verschiedensten Art waren überall aufgehangen und begegneten unter jeder Form dem Auge; in den Zwischenräumen häufte sich unermeßliche, goldne und silberne Beute; dazwischen wurden eine Menge seltsam gestalteter Untergötter sichtbar, und in der Mitte des Raumes erhob sich unmittelbar aus dem natürlichem Boden der Opferstein, ein großer, schwarzer Felsblock; zu seiner Rechten, das Brett des Gottes, mit kostbaren Purpurdecken belegt; zu seiner Linken das furchtbare Banner Swatovid's, die heilige Bundesfahne Stanitia.

Hinter dem Altar war ein Fußgestell von den Hörnern getödteter Stiere errichtet und auf diesem stand, in kampffertiger Stellung, ein ragendes Götterbild.

Es erschien nackt, in schönen Dimensionen ausgeführt, und an den hervortretenden Stellen mit reicher Goldverzierung bekleidet. Sein doppeltes Haupt mit wilden, zornigen Gesichtszügen, trug eine eherne Krone, von der ein schwarzer Schwan herabschaute, auf der Brust starrte der Kopf eines Büffels dem Blick entgegen;

die zum Wurf ausholende Rechte hielt den Speer und die Linke zerdrückte einen menschlichen Schädel.

Es war das Bild des Kriegsgottes Radegast!

— — — — — — — — — — — — —

Der zehnte November war gekommen.

Die Sonne blickte kühl und klar auf die Rhetraveste hinab, die unzählige Volksmenge beleuchtend, welche Hain und Insel erfüllte und durchwogte, ein treibendes, fluthendes Menschenmeer.

Die tiefeinsame Majestät und schauerliche Erhabenheit der gottgeweiheten Stätte hatte einer regsamen Lebendigkeit und einem bunten Gedränge Platz gemacht. Die wendischen Gaue scheinen sich geleert und ihre sämmtlichen Bewohner hierher entsandt zu haben. Alles ist voll Bewegung und Erwartung, Alles blickt auf den Tempel, dessen Seitenwände über Nacht verschwunden sind.

Hundert vollständig gerüstete Edle der Redarier, die Ehrenwache des Gottes, kommen langsam daraus hervor. Auf dem jenseitigen Ufer angelangt, schlagen sie ihre Waffen zusammen, theilen sich und durcheilen mit dem lauten Ruf: Radegast! Radegast! den sie von Zeit zu Zeit wiederholen, das Volk nach allen Richtungen. Nachdem sie die Zugbrücke wieder überschritten haben, erscheinen zehn Tempeldiener, von denen jeder einen ausgesucht schönen Stier führt, mit

welchem sie das äußere Ufer des See's umwandeln.

Unterdessen fängt die Menge an sich in Bewegung zu setzen, um dem Gotte ihre Verehrung zu bezeugen; was wie bei dem Gerovitsfeste durch lauten Zuruf geschieht.

Sobald die Tempeldiener zurückgekehrt sind, beginnt die Opferung. Nun sucht Jeder den blutigen Altar zu berühren, die Wache der Redarier hält jedoch die Ordnung aufrecht, und beschützt die Heiligthümer, bis Alle, die dem Feste beiwohnen, dem Gotte ihre Ehrfurcht bewiesen haben. Endlich verläßt der Letzte den Tempel und es tritt eine kleine Pause ein, die mit den Vorbereitungen zum Mahle ausgefüllt wird. Die Vornehmeu werden auf der Burginsel, die Andern in der Waldrotunde bewirthet.

Als der Tag sich zu neigen beginnt, giebt der Oberpriester ein Zeichen zur Beendigung des Festmahles.

Nachdem die Ueberreste bis auf die letzte Spur verschwunden sind, und das Volk sich wieder gesammelt hat, überschreiten sechs Priester in feierlicher Weise die Zugbrücke, und legen ebenso viel Speere auf einen frei erhaltenen Platz in gleichweiter Entfernung von einander nieder. Vermittetst dieser Speere soll das geheiligte Roß Radegast's sein Orakel ertheilen. Gebraucht es

im Darüberhinschreiten zuerst den rechten Fuß, so verleiht der Gott seinem Volke Heil und Sieg — setzt es den linken voran, so verbietet er den Kampf.

Jetzt tritt eine tiefe, erwartungsvolle Stille ein. Der Oberpriester zu Rhetra, ein Mann von ehrfurchtgebietendem Aussehn, seine Begleiter um eines Hauptes Länge überragend, führt das heilige Roß, ein schönes braunes Thier ohne Abzeichen, aus dem Heiligthum hervor.

Eine Schaar von Kriegern geht vor ihm her, drängt das Volk zurück, und bildet eine Gasse zu beiden Seiten der Speere.

Das versammelte Volk lauscht athemlos. Alles schwebt zwischen Frucht und Hoffnung. —

Endlich verbreitet sich die Nachricht von der Erlangung günstiger Vorzeichen; sie durchläuft blitzschnell die Reihen des Volkes; auf allen Punkten bricht unermeßlicher Jubel los; das Pferd wird geliebkost und mit den schmeichelhaftesten Namen begrüßt; man wirft sich ihm in den Weg, um sich von seinen Hufen berühren zu lassen, und den Sieg! rufenden Priestern antworten tausend und aber tausend Stimmen im Hain und auf der Insel: Sieg! Sieg!

Das Roß wird in solenner Prozession zum Tempel zurückgeführt, wohin Alles nachdrängt.

Die Edlen stellen sich am Bette Radegast's

auf, die Priester umgeben die unentrollte, mächtige Stanitia.

Darauf führen die Redarier unter wilden Kriegsliedern eine Art Waffentanz aus, bis der Oberpriester, an der Hand eines andern Mannes den Opferstein besteigt. Er winkt und die aufgeregte Menge wird still.

Sein Begleiter, in dessen Person alle Anwesende sogleich den Obotritenfürsten erkennen oder vermuthen, redet die Volksversammlung an. Sein Gesicht ist bleich, sein Auge schaut mit dem sprühendsten, dunkelsten Glanz um sich, und seine Stimme klingt tief und erschütternd. Er spricht so:

„Ihr seid auf den Ruf meiner Boten erschienen, Söhne des Wendenlandes, um mich zu hören, und ich will zu Euch reden! Was ich zu sagen habe ist wenig: ich komme, obwohl ein Fürst, als Bittender und begehre Eure Hülfe."

„Ihr habt alle längst vernommen, wie ich Euch, mein Volk, verlassend, die Gunst und Freundschaft der Fremden suchte. Was mich zu diesem Schritte antrieb, war — ich schäme mich nicht es zu gestehn: die Liebe! Wer da weiß, was es heißt, einem Wesen mit dem ganzen Sehnen des Herzens anhangen, der wird mich begreifen, wenn ich sage, daß in meiner Brust ein Gefühl sich regte, heiß und gewaltig, wie

der verzehrende Gluthstrom des flüssigen Metalls, der mit seinen feurigen Armen zerschmilzt was er berührt, und in dessen Tiefe auch bei mir Alles hinabsank, außer dem Bilde des verehrten Weibes, strahlend und schön, wie der sanfte Glanz des Abendsterns am dunklen Himmel.“

„Schwer hat sich diese Leidenschaft an mir gerächt!“

„Man lockte mich mit Versprechungen; ja, man verlobte mir das Mädchen! Und als ich nun, die süßesten, gerechtesten Hoffnungen im Herzen, von dem Zuge nach Italien zurückkehrte — was meint Ihr, das mir da geschah? Man wies mich ab, mit Hohn, in öffentlicher Versammlung! Keiner sprach ein Wort zu meinen Gunsten, und um mir die blutigste, erniedrigendste Schmach zuzufügen, nannte man uns Hunde! Hunde! hört Ihr, Hunde!“

Der Redner kann vor überhandnehmender, innerer Bewegung nicht fortfahren; Dies bemerkend, tritt der Oberpriester bis an den Rand des Altars vor, und nimmt folgendermaßen das Wort:

„„Seht, das sind die Folgen, wenn die Götter geschmäht und die Sitten der Väter mit Füßen getreten werden. Mistiwoi hat sein Volk verachtet, und die Sachsen vorgezogen, unsere Peiniger, unsere Bedrücker, das treulose, habsüchtige Ge-

schlecht: ihm ist Recht geschehen! Aber dennoch wollen wir ihm helfen und beistehn. Er mag schwören, daß er die Verhaßten verlassen und meiden will auf immerdar, und sogleich sollen sich unsere Arme für ihn erheben."" —

Mistiwoi hat sich während dieser Rede wieder gesammelt. Er unterbricht den Priester und ruft mit lauter Stimme:

„Ich schwöre! Bei Radegast's blutigem Altar! bei des dreiköpfigen Triglav's schwarzem Roß und der Wuth in meinem Herzen! ich hasse die Sachsen! und nimmermehr will ich mich ihnen in Liebe oder Freundschaft verbinden, sondern sie verderben und verfolgen bis zum Tode! Wollt Ihr mir darin beistehen, so sprecht und ruft wie ich: Rache!"

Alle Anwesenden werden von einer mächtigen Bewegung ergriffen, und mit fortgerissen antwortet das ganze Volk: Rache! Mistiwoi und der Oberpriester verlassen unter jauchzendem Zuruf den Altar.

Während all' dieser Vorgänge hat Ceadrag, gewaltiger als je von jenem unerklärlichen, unglückweissagenden Trübsinn befallen, stumm und in sich selbst versunken dagestanden, als aber das Volk Rache! ruft, ermannt er sich, er fühlt plötzlich eine freudige Regung in seinem Herzen: sein Ziel ist erreicht, die Stämme der Wenden sind

vereint, vereint zur Abschüttelung der christlichen Religion und der Sachsenherrschaft! In der Absicht, die Versammelten zu dauernder Eintracht zu ermahnen, verläßt er seinen Platz und schreitet auf den Opferstein zu.

In diesem Augenblick reißt Jemand die einpflanzte, gewichtige Stanitia aus der Erde, um sie aufzurollen, sie entfällt seiner Hand, der schwere eisenbeschlagene Schaft trifft das Haupt Ceadrag's und streckt ihn am Fuße des Altars leblos nieder.

Entsetzen ergreift die Umstehenden, die Priester suchen den Vorgang jedoch zu verbergen, entfernen den Körper des Erschlagenen aus dem Tempel und schreiten sogleich zu dem letzten Acte der Feierlichkeit, zu der Opferung von fünf mit Fesseln belasteten, gefangenen Christen, die sie herbeiführen.

Der Oberpriester und die vornehmsten seiner Diener ergreifen die Messer, ein rother Strahl spritzt bis zum Haupte des gräßlichen Gottes, die Menge erhebt ein furchtbares Geheul und die Redarier umkreisen abermals in wildem Lauf unter folgendem düsteren Gesange den Altar.

Die Hymne, der sie zuweilen den Rythmus störende Worte einmischen, hat einen dythirambischen Schwung.

Sie drücken in ihr folgende Gedanken aus:

Hort und Erretter,
Eherner Krieger,
Radegast! Radegast! Radegast!
Erster der Götter,
Dräuender Sieger,
— Du bist der Ursprung, das mächtigste Wesen und der König der Welt! —
Die Dir entgegen,
Mögen sie sterben!
— Schüttle Dein blutiges Gelock, daß sie vor Schrecken erbleichen! —
Wandle den Seegen
Um in Verderben!
— Die wildeste Verwüstung ist der herrlichste Anblick für Dein zorniges Auge! —
Bebt nicht die Erde,
Rollt nicht das Meer,
— Nachtschwarze Wolken lagern sich vor die Sonne —
Stürmst Du zu Pferde
Donnernd einher?
— Das Schnaufen Deines Rosses ist Sturmwind und zwei Feuerstrahlen gehen aus seinen Nüstern. —
Ohne Bedauern
Siehst Du die Flucht,
Krachender Mauern
Stürzende Wucht!
— Gewaltiger! Du bist fern von der erbärmlichen Schwäche des Mitleids und Dein Athem ist der Untergang der Feinde, —
Schlachtengewimmer,
Strömendes Blut,
Rauchender Trümmer
Furchtbare Gluth

— Das sind die Opfer, die wir Dir darbringen. Ueberliefere uns das Land der Gegner und wir wollen es zu einer gähnenden Oede machen. —

Mögen empörte
Schwerter und Flammen,
— Radegast! Radegast! Radegast! —
Ueber's Zerstörte
Schlagen zusammen!!

Vierzehntes Kapitel.

Die Brüder.

Einige Tage bevor Mistiwoi in Rhetra die Wenden zur Rache aufrief, war Otto vor Gnesen angekommen.

Schon seit einer Stunde läuteten die Glocken aller Gotteshäuser. Die ganze Bevölkerung der Stadt war auf den Beinen und Alles eilte vor das Thor oder stellte sich in den Straßen auf, die zu der Kirche des heiligen Adalbert führten, um den Einzug des Kaisers zu sehen, der, ein Pilger, zu dem Grabe des böhmischen Märtyrers kam, dort zu beten und Buße zu thun.

Natürlich hatten sich wegen dieses seltnen Schauspiels eine ungewöhnliche Zahl von Fremden eingefunden und alle Herbergen zeigten sich so überfüllt, daß derjenige, der unglücklich ge-

nug war, jetzt noch kein Obdach erlangt zu haben, der Hoffnung darauf immerhin entsagen konnte.

Es mußte indessen wohl Jeder so ziemlich sein Unterkommen und Behagen gefunden haben, wenigstens sah man zu dieser Zeit nur noch ein einzelnes Individuum beschäftigt, sich eine Wohnung auszufinden; was mit einer scheinbar völligen Unbekümmertheit um das Treiben aller andern Leute neben ihm geschah.

Es war dies ein Mann von dem seltsamsten Aeußern, und wenn die Bevölkerung von Gnesen nicht gerade auf die große Begebenheit des Tages gespannt gewesen wäre, so würde ihr sein Anblick viel Unterhaltung gewährt haben.

Auf dem Kopfe trug er eine helmartige, lederne Mütze, die aber so verbogen und schief gerückt war, daß man nur mit Mühe Stoff und ursprüngliche Gestalt erkennen konnte.

Eine lange, nach unten zu gekrümmte, schmale Nase, unstäte, mit weiten Thränensäcken versehene Augen und eine eigenthümliche Kahlheit des ganzen Antlitzes verliehen seiner magern Physiognomie sprechende Aehnlichkeit mit der eines Geiers.

Ueber die Schultern hatte er einen langen, unten in zwei Theile zerrissenen, Mantel geworfen, der, beschmutzt und durchlöchert, die in Ansehung ihrer Stärke unangemessene Länge

seiner Figur noch mehr hervorhob und bis auf die Füße herabhing, welche mit Thierfellen umwickelt waren.

Ueberall mit seinem Gesuch um Aufnahme abgewiesen, schritt er zuletzt gerade auf eine in der Hauptstraße belegene, bessere Herberge los, in der Absicht dort seine Forderung von Neuem anzubringen und dem Wirth die gebieterische Nothwendigkeit ans Herz zu legen, daß er sich einem Manne wie ihm willfährig beweisen müsse. An dem günstigen Erfolge seiner Worte zweifelte er keinesweges, denn eigentlich hatte dieser Fremde von der ungewöhnlichen Bewegung um ihn her noch wenig bemerkt, oder, gänzlich unbekannt mit ihrer Ursache, sie vielmehr dem Erscheinen seiner Person zugeschrieben.

Er hielt sich nämlich für ein von der heiligen Jungfrau auserwähltes Rüstzeug des Herrn, indem die hohe Himmelsköniginn ihm im Traum erschienen war, die merkwürdigen Worte zu ihm sprechend: „Vae, et tibi et mundo“ —

Er war leider vor Vollendung der Phrase erwacht, hatte jedoch durch langes und anhaltendes Nachdenken leichtlich eingesehn, daß eine tiefe Bedeutung unter jenem Ausspruch verborgen sein müsse. Diese Bedeutung erschloß sich endlich seinem frommen Eifer, und das einsame Thal in den Karpathen, wohin er sich vor zwan-

zig Jahren zurückgezogen, verlassend, war er jetzt auf dem Wege nach Nordelbingen, seinem Vaterlande, um dort öffentlich zu verkünden, was zum unmittelbaren Heile der Menschheit dienen mußte.

Da er durchaus unbelehrt über die jüngsten oder jüngeren Weltbegebenheiten geblieben war, so schien es ihm sehr natürlich, daß er, ein Mann, der sich auf directem Wege zur Heiligkeit befand, einiges Aufsehn erregte. Was aber die ihm ein Obdach versagenden Wirthe anbetraf, so gehörten diese gewiß zu jenen Leuten, deren Bestrafung seine Erklärung des himmlischen: Vae tibi vorbereitete; jedenfalls war ihr unehrerbietiges Betragen nicht dazu geeignet, daß er sich länger mit ihnen oder auch nur mit dem Andenken an sie hätte befassen mögen, und er machte sich deshalb mit ungetrübter Zuversicht daran das, die Thür des erwähnten Hauses belagernde, Volk zu vertreiben und Einlaß zu begehren.

Da diese Herberge indessen von der Dienerschaft des Kardinals Barrian, eines Begleiters Otto III, besetzt war, der Eigner außerdem noch, ohne Vorwissen seiner ersten Gäste, in einen abgesperrten Hof eine Bärenführergesellschaft aufgenommen hatte, so dürfte seine Mühe auch hier vergeblich gewesen sein, wenn ihm nicht unerwartete Hülfe geboten worden wäre.

Aus einem der oberen Fenster schaute nämlich gerade mit unverkennbaren Behagen ein anderer Mann herab, dessen Vollmondsgesicht, wie es sich für den Kellermeister Sr. Eminenz geziemte, mit einer lebhaften Weinröthe überzogen war, und übrigens viel Aehnlichkeit mit dem des Draußenstehenden verrieth, da es dieselben Anschwellungen unter den Augen und eine ebenso, nur kürzer, gebogene Nase hatte. Bei der Fülle seiner Formen trat beides jedoch viel weniger stark hervor, und wenn man es auf gleiche Weise, wie das des Ankömmlings bezeichnen wollte, hätte man es eher mit der Vorderseite eines wohlgenährten Papagei's vergleichen können.

Als dieser Mann, der sich ein solides Vergnügen daraus machte, die Untenstehenden mit angefeuchteten Brodkügelchen zu bewerfen, der seltsamen Figur vor seinem Fenster ansichtig wurde, brach er ein lautes, schallendes Gelächter aus. Es gab zu der Zeit viele Schwärmer, und Jemand, der die weite Reise von Rom durch Italien, Deutschland, die Marken und Polen gemacht, konnte wohl die menschliche Gestalt unter den verschiedensten Bildungen und Bekleidungen erblickt haben, aber ein Wesen von so lächerlichem Aeußeren hatte der Kellermeister des Kardinals doch noch nie gesehn!

Den Fremden sogleich als eine Quelle un-

versiegbarer Lustigkeit betrachtend, beschloß er, demselben die Ehre seiner Gesellschaft zu Theil werden zu lassen, und rief ihn herauf. Die Menge unten ließ den Eingang frei und der Mann der himmlischen Erscheinungen trat in das Haus.

Bald darauf hörte der Kellermeister den Wirth, der den Heraufgerufenen als einen unbefugten Eindringling ansah, in lautes Schelten ausbrechen, und um die Vertreibung seines Schutzbefohlenen zu verhindern ging er diesem entgegen. Da der Wirth nur polnisch redete, er sich aber der deutschen Sprache zur Auseinandersetzung bediente, so war die Verständigung nicht leicht. Er machte indessen wenig Umstände, fluchte einigemal sehr derb, und schrie dabei fürchterlich, ergriff dann den Arm seines neuen Bekannten und führte ihn schnurstracks in das Zimmer, welches er so lange inne gehabt hatte.

„Was!" — rief er, als er die Thür zuwarf — „ich bin der Kellermeister des hochwürdigsten Kardinals Barrian, und ich will doch sehen, ob ich hier nicht empfangen soll, wen ich will, und wenn es selbst eine Vogelscheuche wäre!"

„So" — fuhr er dann zu seinem Begleiter gewandt fort, — „setzt Euch nur da nieder, der Schurke wird Euch jetzt nichts mehr anhaben. Und nun sagt mir, Menschenkind, wer seid Ihr

eigentlich, he! und wie kommt Ihr zu diesem verdammten Aufzug? Wollt Ihr etwa bei der Wallfahrt des Kaisers mit figuriren, oder sucht Ihr vielleicht am Grabe des heiligen Adalbert die Heilung irgend einer Krankheit Eures wohlgepflegten Leibes?"

„„Ich weiß von keiner kaiserlichen Wallfahrt,"" — antwortete der Andre — „„auch kann ich nicht sagen, wer der heilige Adalbert sei, denn in meiner Abgeschiedenheit von der Welt, wo mir die Gnade der persönlichen Erscheinung der Jungfrau Maria zu Theil wurde, habe ich nur einmal seinen Namen vernommen.""

„Wie?" — sagte der erstaunte Kellermeister — „Ihr wißt nicht, was alle Welt bewegt, Mensch! Ihr wißt nichts vom Kaiser und vom heiligen Adalbert? Euer Gehirn scheint Eurem Mantel zu entsprechen, denn wahrhaftig Ihr müßt eben so wenig Verstand besitzen wie der Wolle hat, wenn Ihr mit solchen Begebenheiten unbekannt bleiben könnt!"

Hierin hatte der würdige Diener Sr. Eminenz nun nicht so ganz Recht, denn da seit Erlangung der Märtyrerkrone durch den heiligen Adalbert erst drei Jahre verflossen waren, die der Einsiedler an der Grenze von Mähren und Ungarn in tiefster Einsamkeit und von einer heidnischen Bevölkerung umgeben verlebt hatte, so

mochte das Gerücht davon wohl noch nicht zu ihm gedrungen sein, und der Zufall konnte es leicht verhindert haben, daß der in sich selbst Versenkte auf seiner kurzen Wanderung durch Polen solche Mittheilung empfing.

Da derselbe aber trotz seines einsamen, erst spät von Begeisterung angehauchten, Lebens an dem Wachsthum der Kirche innig Theil nahm, so verletzte ihn der Vorwurf des Kellermeisters weiter nicht, sondern hatte nur das Gute ihn mehr auf seine unmittelbare Umgebung zurückzuführen, und er entgegnete deshalb mit einer den Auserwählten Gottes wohlanstehenden Milde:

„„Verstand ist Eins und Erfahrung ist das Andre. Ich bitte Euch, erzählt mir, was Ihr davon gehört habt.““

Der Kellermeister, der nicht so recht wußte, ob er seinem Gesellschafter so viel Fassungsgabe, die Legende zu verstehen, zutrauen sollte, war nahe daran, einen Tollen in ihm zu vermuthen; welche Ansicht schon die erwähnte Erscheinung der Jungfrau zu bestätigen schien; denn der Diener des Kardinals ging ein für alle Mal von der Ansicht aus, daß solche Gnaden wohl Kirchenfürsten aber niemals Bettlern begegneten. Demungeachtet schmeichelte es seiner Eitelkeit als Lehrer auftreten zu können; seine Redseligkeit

überwog, und er begann die gewünschte Erzählung.

„Seht einmal" — fing er an — „da war in Böhmen ein vornehmer Mann, der hieß Slavnik, und dieser hatte von seiner Gemahlin Strziezislava einen Sohn mit Namen Woytech, den sie nach einer langen Krankheit desselben zum geistlichen Stande bestimmten. Der Junge war aber sehr faul und wild und entlief oft dem Lehrer, zu dem sie ihn gebracht hatten; auch dauerte das noch fort, als er sich schon in Magdeburg, unter der Leitung des weisen Odrich befand; da wollte das Latein gar nicht schmecken und Adalbert — so war er nämlich von dem Erzbischof, nach ihm sebst genannt worden — mußte zu Zeiten hart gezüchtigt werden, aber es half nichts, er zeigte sich der Weltlust von Tag zu Tage mehr ergeben."

„„Haltet einmal einen Augenblick an"" — unterbrach ihn sein Zuhörer — „„da fällt mir etwas ein. Ich erinnere mich noch recht gut meines Mitschülers, des wilden Adalbert; Ihr müßt nämlich wissen, daß ich auch in Magdeburg meinen geistlichen Unterricht genossen habe. Also der wäre ein Märtyrer geworden? sonderbar, unbegreiflich!""

„Ha, Ihr?" — sagte der erstaunte Kellermeister — „Ihr hättet mit dem heiligen Mann

auf einer Bank gesessen Ha, ha! ha! nein, das glaubt ja nicht, da täuscht Ihr Euch gewiß selbst, ich versichere es Euch, so wahr ich Samuel Karst heiße!"

„„Ja"" — antwortete der Einsiedler gedankenvoll — „„Karst ist mein Name, Ludwig Karst!""

Bei diesen Worten machte der corpulente Kellermeister einen seiner Figur kaum zuzutrauenden Luftsprung, lief auf den Sprechenden zu, bückte sich, sah ihm ins Gesicht, schnellte sich wieder in die Höhe und rief, auf das Höchste verwundert:

„Ludwig! Ludwig Karst! Ludwig, mein Bruder, also Du bist es? Komm, sieh mich an, erkennst Du mich nicht?"

Der so überraschte Schwärmer, der längst die Hoffnung, ja fast den Wunsch aufgegeben hatte, jemals ein Glied seiner Familie wieder zu sehen, besaß doch ein zu weiches Herz, als daß er bei dem unerwarteten Anblick eines Bruders und zwar eines Bruders, mit dem er, so lange sie vereint gewesen waren, stets in Eintracht und Liebe gelebt, ungerührt hätte bleiben sollen.

„„Ja, ja, Samuel"" — sprach er — schon an Deiner alten Lebhaftigkeit hätte ich Dich erkennen müssen, # wenn mein Sinn nicht auf Anderes gerichtet gewesen wäre."" # sollen

Der Kellermeister war vielleicht noch mehr

erfreut, nur nahm seine Gefühlsäußerung, dem ihm eigenen persönlichen Charakter gemäß, einen mehr scherzhaften Anstrich an. Wie demüthigend es übrigens für den wohlhabenden Diener eines reichen Kardinals auch sein mochte, seinen nächsten Verwandten in einem solchen Aufzuge vor sich zu sehen, er vergaß das, er vergaß Alles in diesem Augenblicke. Er umarmte zärtlich seinen Bruder, hielt ihn dann noch einige Augenblicke fest, so daß er ihm ins Gesicht sehn konnte und sagte lachend:

„Es ist richtig, ich dacht' es mir gleich, die Familienähnlichkeit ist zu auffallend. Sage Ludwig, erinnerst Du Dich noch des Gesichtes von unserem Vater, der sah auch aus wie so ein alter Rabe."

„Ach!" — setzte er dann mit einem Seufzer hinzu — „er ist nun schon längst sammt unserer Mutter in jener Welt!"

„„Gott sei ihm gnädig"" — sagte der Einsiedler; — „„er war gut und fromm! Aber was ist aus unsern beiden Schwestern und aus unserem Bruder geworden?""

„Hm!" — ließ sich der Kellermeister vernehmen — „die Bertha ist an einen wohlhabenden Kaufmann in Hamburg verheirathet, und die Marie, die sie zu sich genommen, lebt bei ihr; der Rupert — ja, da hättest Du besser gethan,

mich gar nicht nach zu fragen — der hat unsern Eltern viel Kummer gemacht. Bald nachdem Du uns aus Magdeburg hattest melden lassen, daß Du ein Einsiedler werden wolltest, und wir nimmer erfahren konnten, wohin Du gegangen warst, entlief er, noch ein Knabe, aus dem Hause und verübte allerhand arge Streiche; ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Wenn ich Dir nun noch sage, daß ich durch die Vermittelung des Grafen Dietrich, der nachher Markgraf wurde, das Amt eines Kellermeisters bei dem hochwürdigsten Kardinal Barrian erhalten habe; so wirst Du ziemlich alle Familiennachrichten wissen, die ich Dir geben kann."

„„Es ist doch merkwürdig,"" — nahm der Schwärmer wieder das Wort — „„wie alte, fast vergessene Sachen, in unserm Gedächtnisse aufsteigen, wenn einmal der Anstoß dazu gegeben ist. So erstehen jetzt die Gestalten unserer Geschwister vor mir, wie ich sie zum Letztenmale gesehn habe; ja selbst des Markgrafen erinnere ich mich noch recht gut; er war immer sehr stolz.""

„Ja, ganz recht," — fiel der Kellermeister seinem Bruder in die Rede — „dieser Hochmuth hat auch seinen Fall bewirkt. Er ist vor etwa drei Jahren, als der Kaiser das Erstemal aus Italien zurückkehrte, seines Amts entsetzt, und, so viel

ich hörte, seitdem in ein Kloster nach Magdeburg gegangen. Er soll durch sein unerträgliches Wesen die Wenden förmlich zum Aufstande gezwungen haben. Auch sind sie noch immerfort äußerst unruhig; sie haben seitdem das Kloster Hillersleben verbrannt und den Erzbischof Giseler von Magdeburg aus der Arneburg vertrieben, die beim Anzuge des neuen Markgrafen Lothar in Flammen aufgegangen ist. Ueberhaupt haben jetzt weder die Bischöfe noch die Grafen einen sichern Platz auf dem rechten Elbufer, und es sieht ziemlich bedenklich in der Nähe unsers Vaterlandes aus."

Der Einsiedler schien durch diese Erzählung sichtlich bewegt. Er versank in ein längeres Schweigen und brach endlich in die Worte aus:

„„Es ist nicht anders! auch das ist mir ein Zeichen wie sehr in dieser Zeit ein frommer Mann Noth thut. Meinst Du nicht, daß es von unberechnenbarem Nutzen sei, wenn ich hingehe und der Welt die mir gewordene Gnade der persönlichen Erscheinung der gebenedeiten Jungfrau verkünde?""

Der Kellermeister sah seinen Bruder mit großen Augen an. Wie er auch im Allgemeinen über Wunder denken mochte, in diesem Fall war er von der Unmöglichkeit eines solchen überzeugt. Er hätte den Schwärmer gern auf milde

Weise von einer Idee geheilt, die dieser mit Vorliebe zu hegen schien, die aber zu nichts Gutem führen konnte; in seinem Geiste bot sich ihm jedoch kein Mittel dazu dar. Unwillig darüber platzte er zuletzt heraus:

„Hör' mal, Ludwig, mit Deiner Erscheinung ist es ein für allemal nichts. Du kannst mir das glauben, denn ich bin Kellermeister bei Sr. Eminenz dem Kardinal Barrian und muß wissen, was es mit einem Wunder auf sich hat. Beantworte mir indessen eine Frage: hast Du vielleicht in Deiner Einsiedelei zu Zeiten Wein getrunken? — Du schüttelst mit dem Kopf: also nicht; wahrscheinlich reines Wasser. Nun siehst Du wohl, wenn selbst mein Herr, ein Kardinal, der täglich den besten Wein trinkt, — denn ich bin viel zu gewissenhaft um ihm je schlechten vorzusetzen — keine Erscheinungen sieht, wo in aller Welt, sollten sie bei Dir herkommen? Nicht wahr, es ist unmöglich? deshalb laß Dir die Flausen vergehen, und damit Du siehst wie es mit den ordentlichen Märtyrern beschaffen ist, will ich Dir das Leben des heiligen Adalbert noch weiter mittheilen.

Der Einsiedler war von den etwas seltsamen Gründen seines Bruders wenig erbaut, da ihm derselbe aber die Schilderung der Thaten

eines Mannes anbot, von dem er mehr zu hören begierig sein mußte, so schwieg er geduldig.

Samuel fuhr in der vorhin abgebrochenen Erzählung fort:

„Also, Adalbert blieb, obgleich Priester, wie gesagt ein Weltkind. Da aber der Prager Bischof Ditmar, bei dessen Tode er zugegen war, unter großer Angst über die noch heidnischen Sitten der Böhmen starb, nahm er sich das so zu Herzen, daß er von Stund' an ein anderer, frommer Mann wurde."

„Gerade nun wegen der früher von ihm gezeigten Eigenschaft, das Leben heiter zu genießen, bestimmten ihn seine Landsleute, die keine strenge Kirchenzucht wollten, zum Nachfolger des Verstorbenen. Als sie daher seine Umwandlung erkannten, mochten sie ihn nicht mehr haben, und er ging nach Rom, um von dort aus eine Pilgerfahrt zum heiligen Grabe zu unternehmen."

„Er stand indessen auf Anrathen einiger Mönche von diesem Vorhaben ab, und ließ sich und seinen Bruder Gaudentius in ein Kloster aufnehmen. Da jedoch die Böhmen jetzt gänzlich der kirchlichen Leitung entbehrten, so erbaten sie sich ihn wieder, und er verfügte sich auf Anrathen des Erzbischofs von Mainz, seines Metropoliten, in die ihm angewiesene Diözese. Hier beschützte er die im Ehebruch betroffene Frau

eines edlen Böhmen, welche die Angehörigen ihres Mannes mit dem Tode bestrafen wollten."

„Sie hatte sich in ein Frauenkloster geflüchtet, und Adalbert verweigerte wegen des Asylrechts die Auslieferung. Die Verfolger aber, jenen heiligen Schutz nicht achtend, rissen sie hinter dem Altare hervor, schleppten sie hinaus und hieben ihr den Kopf ab."

„Die Folge davon war, daß der fromme Mann seinen bischöflichen Sitz wieder verließ. Da er auch in Ungarn, wohin er sich gewandt, nicht viel ausrichten konnte, so ging er abermals nach Rom und wurde Prior in demselben Kloster, das ihn schon früher aufgenommen. In dieser ihm zusagenden Abgeschiedenheit hatte er einen Traum, der ihm gewissermaßen seine Bestimmung vorhersagte."

„Er sah nämlich im Himmel zwei Reihen Seeliger, in schneeweißen und purpurnen Kleidern, und eine Stimme rief ihm zu: Zwischen beiden wird Deine Stätte sein! Unterdessen hatte der Böhmenherzog vier Brüder Adalberts erschlagen; was dessen Mißbehagen gegen sein Geburtsland nur noch mehr erhöhte; dennoch mußte er auf die dringende Forderung des Erzbischofes Willegis von Mainz zur Ausübung seines Amtes zurückkehren."

„Während seiner Anwesenheit am Hoflager

des Kaisers, mit welchem er nach Deutschland gereist war, bewies er seine tiefe Demuth dadurch, daß er Nachts aufstand und die Schuhe des Gesindes reinigte. Nachdem er alsdann noch die Grabstätten mehrerer Heiligen in Frankreich besucht, fragte er bei den Böhmen an: ob sie ihn wieder zum Bischof annehmen wollten? Mit Hohn abgewiesen, beschloß er nun, seinen lang gehegten Wunsch, den Heiden das Evangelium zu predigen, ins Werk zu setzen. Die Erlaubniß dazu hatte er schon früher vom Papst erhalten."

„Der Polenherzog Boleslav gab ihm ein bemanntes Schiff, womit er nach Gyddanyzc, einer an der Weichselmündung belegnen pommerschen Stadt fuhr. Als er hier eine große Menge Heiden getauft und Messe gelesen hatte, begab er sich sogleich zur See in das angrenzende Land der Preußen."

„Sobald er, von seinem Bruder Gaudentius und dem Priester Benedict begleitet, ausgestiegen war, kehrte das Schiff zurück. Die Heiden aber verjagten ihn von dem Werder, wo er sich hatte aussetzen lassen, und er kam nach einem großen Handelsort. Aber auch hier befahl ihm das zornige Volk bei Todesstrafe, seine Grenzen zu verlassen, und er mußte umkehren."

„In der sechsten Nacht während der Rückreise träumte dem Gaudentius, daß er aus einem

halbgefüllten goldnen Altarkelche trinken wollte. Es wurde ihm dies indessen von einem Diener mit dem Bedeuten verboten: der Kelch sei auf morgen für seinen Bruder bestimmt."

„Alle erschraken, denn sie sahen nun wohl, daß dem Adalbert die Märtyrerkrone zugesagt sei. Er empfing das Sacrament und Gaudentius las eine Messe."

„Was geschehen sollte, ließ nicht lange auf sich warten. Sikko, ein Götzenpriester, der ihnen mit einer Anzahl Bewaffneter nachgejagt war, holte die drei Männer bald darauf ein. Er überfiel sie im Schlafe, ließ sie binden und fortschleppen. Als sie eine Anhöhe erreicht hatten, fragte ihn Adalbert: Was willst Du? Sogleich durchbohrten sieben Speere sein Herz und der fromme Mann fiel lautlos mit ausgebreiteten Armen, in Form eines Kreuzes, zu Boden. Man schnitt ihm das Haupt vom Rumpfe, bewahrte beides jedoch, wie auch die Gefangenen sorgfältig, in der Hoffnung Lösegeld dafür zu bekommen."

„Die Heiden betrogen sich nicht, denn der Polenherzog Boleslav kaufte die Lebenden und den Todten, um schweres Geld los, und bestattete die Gebeine des Letzteren in der Kirche zu Gnesen."

„Siehst Du wohl, mein Bruder," — schloß der Erzähler — „was es auf sich hat ein Hei-

liger zu sein? Nun wirst Du hoffentlich nicht mehr an solche Prätensionen denken. Denn erstens mußt Du das Licht Christi unter den Heiden verbreiten, während Du doch noch keinen einzigen bekehrt hast; zweitens müssen Wunder an Deinem Grabe geschehn, was doch vor erfolgtem Tode eine baare Unmöglichkeit ist; drittens mußt Du Bischof oder so etwas sein, Du hast aber noch nicht einmal eine Weihe erlangt; viertens trinkt solcher Mann" —

Hier unterbrach sich der Kellermeister, neigte den Kopf auf eine Seite und rief dann, indem er rasch aufstand:

„Komm hierher zu mir an's Fenster; der Zug naht sich. Wir können ihn von unserm Standpunkt aus sehr gut übersehen, und ich werde Dir alle merkwürdigen Personen darin namhaft machen."

Der Einsiedler that wie ihm geheißen und nahm den Platz an der Seite seines Bruders.

Der Prozession voran ritten etliche deutsche und polnische Reiter, eröffnet wurde dieselbe durch die Priesterschaft von Gnesen, der ein langer Zug von Chorknaben folgte, welche Psalmen und geistliche Hymnen sangen; dann kam die höhere Geistlichkeit, der Erzbischof von Magdeburg, der Bischof von Posen und Gaudentius, der Bruder des Märtyrers, welche den Kardinälen voran-

traten. Hinter diesen Letzteren ging der Kaiser im härnen Gewande, baarhäuptig und mit bloßen Füßen. Ihn begleiteten der Herzog Boleslav von Polen, der seinem Lehnsherrn bis Eilau entgegen geritten war, der Markgraf Eckihard, mehrere römische Patrizier und andere Edle; den Beschluß machten wieder deutsche und polnische Lanzenknechte, denen die schaulustige Menge bis an die Pforte der Kirche nachströmte.

Indessen der Kellermeister seinem Bruder, so gut er konnte, alle bei der Procession mitwirkenden Personen zeigte, hatte auch die aus vier Mitgliedern bestehende Bärenführergesellschaft an einer Mauer, welche den von ihr bewohnten Hof von der Straße trennte, Platz genommen um den Zug zu sehen.

„Was meinst Du“ — sagte der rothhaarige, muskulöse Mann, der ihr Oberhaupt zu sein schien — „was meinst Du, wenn wir unsern Breittatze auf diesen Haufen losließen, der sich da der Procession anhängt, wie eine Leinwandschleppe dem kaiserlichen Purpur, würde das nicht eine hübsche Verwirrung hervorbringen?“

Der Angeredete, ein Zwerg mit kleinen tückischen Augen, hob sich auf den Fußspitzen an der Mauer empor um besser darüber wegschauen zu können und antwortete:

„„Es wäre ein köstlicher Spaß; zumal die

Bestie heute noch kein Futter erhalten hat und hungrig genug ist, Einen oder den Andern zu zerreißen! Ich hätte beinahe Lust, dem Thiere die Kette abzunehmen und es auf die Straße zu jagen.""

„O, nein! das thut doch ja nicht! — rief die Frau, welche die dritte Person in dieser Gesellschaft war — „Es sind Kinder unter der Menge; bedenkt den Schmerz der Eltern wenn einem von den ihrigen etwas widerfahren sollte!"

Während sie sprach, drückte sie ängstlich einen ungefähr fünfjährigen Knaben, den sie bei der Hand hielt, an sich und warf bittende Blicke auf die Männer.

Diese schlugen ein helles Gelächter auf und der Rothhaarige sprach zum Andern:

„Wahrhaftig, Gozzomiz, sie denkt, wir werden uns wegen eines so zweifelhaften Vergnügens unseres einzigen Existenzmittels berauben. Nein," — fuhr er fort, sich an den Gegenstand seiner Rede wendend — „Du kannst ganz ruhig sein, Hilka, der Bär ist sicherer bei mir, als bei Dir und dem kleinen Rastnick; denn, obgleich ich nicht läugnen kann, daß ich es für verdienstlich halte, jede Waare frei unter die Leute zu bringen, eine Lehre, deren Befolgung mir schon der Bischof Folcquard anempfahl; so soll das Thier doch nicht von seiner Kette loskommen. Statt solcher

Thorheiten wollen wir uns lieber auf unsere heutige Arbeit vorbereiten; ich denke wir werden einen guten Verdienst haben."

Damit wendete er sich und ging in den Stall des Bären.

„„Hast Du gehört?"" — fragte Gozzomiz die bei ihm zurückgebliebene Hilka — „„Rupert's große Nase wittert eine reiche Einnahme, und es wäre deshalb wohl gut, wenn Du die kleine Bestie, Deinen Rastnik, besser zum Sammeln und Ansprechen bei den Leuten anhieltest, denn falls er noch länger so scheu und widerspänstig bleiben sollte, würde ich mich genöthigt sehen ihm eine derbe Lection zu geben. Hierher, Du Taugenichts"" — schalt er darauf den Knaben, indem er ihn an einem Ohre zu sich heranzog — „„merk auf, ich will mit Dir reden.""

Hilka schlug die Hand des Zwerges zurück und sprach mit zornblitzenden Augen:

„Mein Kind ist gut, viel zu gut für Dich; wenn Du ihm nur das geringste Leid zufügst, so trenne ich mich von Dir."

„„So?"" — sagte Gozzomiz — „„und wohin wolltest Du denn gehen, da Du doch keinen Verwandten hast, der sich Deiner annähme?""

„Bessere Menschen als Du finden sich überall" — entgegnete die Aufgebrachte.

„„Ha, vergißt Du so die Wohlthaten, die

ich Dir erzeigte?"" — rief der Zwerg — „„Dankst Du mir so, daß ich Dich aus den Händen Bolibuts befreit und Dir Nahrung und Pflege verschafft habe?""

„Die Befreiung!" — wiederholte Hilka verächtlich — „welches ist Dein Verdienst dabei? Wenn die Besatzung von Brandenburg nicht endlich ihres Peinigers überdrüssig geworden wäre, nimmer hättest Du sie bewerkstelligt. Und was das Uebrige anbetrifft: ist es nicht ein trauriges Loos, das Leben von Herumstreichern führen zu müssen?"

„„O, sei froh, daß Dir dies noch angeboten wird. Was willst Du mehr als Kleidung und Speise?""

„Ja, ja, und außerdem die lügenhaften Versprechungen mit denen Du mir allerhand Glückseeligkeiten vorspiegeltest, nicht wahr? Du denkst wohl ich weiß es nicht, daß Dir seit dem Fall des Markgrafen, der verflucht sein möge, für Alles, was er unserm Volke gethan hat, keine Hoffnung mehr übrig bleibt, als der mitleidige Bärenführer, an den Du Dich gehangen?"

„„Weib! schweig, oder meine Faust muß Deiner Zunge Einhalt thun!""

„Deine Faust, Du erbärmlicher Knirps! versuche es nur!"

Gozzomiz, durch das Schimpfwort zum

Aeußersten gebracht, gab dem kleinen Rastnick einen Stoß, daß der Knabe eine Strecke weit wegflog, und stellte sich mit erhobener Hand vor seine Gegnerin.

Diese, in ihrem Muttergefühle beleidigt, hätte den Zwerg gern erdrosselt, aus natürlicher, ihrem Geschlechte angeborner, Furchtsamkeit jedoch ließ sie es nicht auf einen förmlichen Kampf ankommen, sondern sprang zurück und rief, den Eigner des Bären zu ihrer Hülfe auffordernd:

„He! Rupert, Rupert! komm heraus, der abscheuliche Zwerg will mich schlagen!"

Es war schwer zu sagen, in welchem Verhältnisse eigentlich die drei Personen zu einander standen. Der Bärenführer schien indessen eine unbestrittene, wenn auch von seinem männlichen Begleiter widerwillig ertragene, Herrschaft auszuüben. Er kam sogleich und stiftete Ruhe.

„Fort mit Dir" — fuhr er den wüthenden Gozzomiz, der sich ihm nicht zu widersetzen wagte, an — „in den Stall, und füttre mir den Bären. Was soll der Zank unter Euch Beiden? Du hast weder Antheil an die Mutter, noch an das Kind, und wenn Du es so forttreibst, sollst Du gar nicht mehr mit ihnen verkehren."

„„Das Weib gehört mir"" — sagte der Zwerg — „„und ich will ihr befehlen. Wer kann mich daran hindern?""

„Ich mag aber nichts von Dir wissen, Du giftige Natter" — rief Hilka dazwischen — „wenn ich doch Einem gehorchen soll, dann ist mir Rupert weit lieber als Du; er und sein Thier verschaffen uns Allen Unterhalt, deshalb gebührt ihm auch der Vorzug."

„Du hörst, was sie sagt" — sprach der Bärenführer — „also mach' und thue was ich Dir geheißen."

Des Zwerges Augen rollten von Einem zum Andern; je ohnmächtiger er sich zum thätlichen Widerstande fühlte, desto mehr ergriff ihn die Wuth.

„„Ich will Deine Bestie nicht länger füttern."" — schrie er — „„Geh mit ihr und dem schändlichen Weibe zum Czernebog; aber Ihr sollt an mich denken!""

Gozzomiz wollte sich nach diesen Worten aus dem Hofe entfernen, Rupert ergriff ihn jedoch bei den Kleidern und warf ihn, als wenn er ein leichtes Bündel wäre, gegen den Behälter des Bären. Der Zwerg ächzte vor Schmerz und kroch in den Stall, wo er sich an die ihm befohlene Beschäftigung begab.

Nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeit wogte das schaulustige Volk, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, noch eine Zeit lang in den

Straßen ab und auf. Um diese gute Gelegenheit sich nicht entgehen zu lassen, führte Rupert seinen Bären hinaus und die Gesellschaft begann ihre Vorstellungen.

Der Besitzer des Thieres leitete mit einem Stocke die Bewegungen desselben, der Zwerg umtanzte Beide mit grotesken Sprüngen, Hilka schlug an Stelle der nöthigen Musik ein Paar Becken gegen einander und Rastnick lief unter den Leuten zur Einsammlung der Gaben umher.

Bald hatte sich ein zahlreicher Kreis von Zuschauern gebildet. Die Größe des Bären, die Kraft seines Lenkers und vor Allem die närrischen Gebärden des Zwerges, schienen dem Volke in hohem Grade zu gefallen. Auch Ludwig und Samuel mischten sich, auf Zureden des Letzteren, unter den Haufen.

Gozzomiz hatte eine große Beule am Kopf, die ihm sehr schmerzen mochte. Zu Zeiten faßte er mit der Hand nach dieser Stelle, und wenn sein Blick dann zufällig auf seinen Genossen traf, so schnitt er, von Wuth und Schmerz getrieben, solche Grimassen, daß alle Zuschauer in große Heiterkeit versetzt wurden.

Diese Demonstrationen erregten seinen Zorn nur noch mehr; seine Sprünge wurden immer waghalsiger und wilder. Der Grimm, den er

in sich verschloß, verunstaltete sein ohnehin häß-
liches Gesicht zur ärgsten Fratze.

Je größer die Anstrengungen und die Bos-
heit von seiner Seite, je lauter jauchzte natürlich
das vergnügte Volk.

Der Zwerg, dadurch in die äußerste Wuth
versetzt, spähte endlich nach einem Gegenstande
umher, an dem er dieselbe auslassen könnte. Sein
Blick fiel auf die ungemein seltsame Figur des
Einsiedlers und ihn erkor er sich zu seinem Opfer.
Sobald dieser Entschluß bei ihm feststand, richtete
er sein Auge mit einem solchen Ausdruck des
Hasses auf den Bedrohten, daß es selbst dem
Kellermeister auffiel.

„Sieh" — sagte der Letztere zu seinem Bruder
— „wie himmlisch uns dieser Affe anglotzt, ich
werde meinem Herrn, dem Kardinal, zureden, daß
er sich das merkwürdige Thier kauft und in einen
Käfig setzt."

„„Nicht doch, mein Bruder"" — antwortete
Ludwig — „„auch er ist ein Geschöpf Gottes,
und"" —

Ehe der Schwärmer zum Schluß seiner
Rede gelangte, machte Gozzomiz den verzweifelt-
sten Luftsprung und die abscheulichste Grimasse,
die noch gesehn worden war, und der Keller-
meister verfiel deshalb in ein so herzliches und
erschütterndes Lachen, daß er sich die Seiten hal-

ten mußte, und nichts weiter hervorbringen konnte als: „O! o, er kostet mir das Leben, er kostet mir das Leben!“

Der Bärentanz hatte sich unterdessen im Kreise herumbewegt, so daß diejenigen, die ihn ausführten, dem Orte wo der Einsiedler und sein Bruder standen, nahe gekommen waren. Gozzomiz, der vom ersten Moment an, seinen Mann nicht wieder aus den Augen verlor, und durch die Ausbrüche unmäßiger Lustigkeit, wie sie der Kellermeister hören ließ, nur noch stärker zur Ausführung seines Vorsatzes angetrieben wurde, vernahm deshalb sehr genau die Entgegnung Ludwig's, der so antwortete:

„„Es ist ein lächerliches Wesen, Samuel, aber ich zweifle nicht daran, daß, wenn ich ihn mit der mir gewordenen himmlischen Erscheinung bekannt mache, er sich der Gnade Gottes würdig beweisen werde.““

Der Zwerg blieb dicht vor dem Einsiedler stehen, und redete ihn mit verstellter Ehrfurcht an.

„Wie“ — sprach er — „Ihr habt eine himmlische Erscheinung gehabt?“

„„Ja, mein Freund!““ — sagte Ludwig.

„He!“ — rief Gozzomiz, so laut, daß der ganze Menschenhaufe es hören konnte — „hier ist ein Mann, der sich für einen Heiligen ausgiebt, und ein Wunder gesehn haben will!“

Die Neugier der Menge war erregt, Alles wollte denjenigen betrachten, der nach ihrer Meinung durch das Vorgeben, vor Vielen auserwählt zu sein, das Schauspiel unterbrochen hatte. Mehrere erinnerten sich auch jenes Sonderlings noch von diesem Morgen her, und es entstand ein unruhiges Drängen, um dem Orte wo er sich befand näher zu kommen.

Samuel begriff sogleich die Lage seines Bruders, und faßte deshalb den Entschluß, ihn aus dem Menschenknäuel heraus zu führen. Kaum aber merkte der Zwerg seine Absicht, als er sich mit allen Kräften an den Schwärmer klammerte und ihn wieder in die Mitte des Kreises zog; so daß es dem Kellermeister, nur mit vieler Mühe gelang an der Seite seines Schützlings zu bleiben.

Die lächerliche, zerlumpte Gestalt und die scheue Miene des Einsiedlers erweckte den Hohn der Zuschauer.

Also unter Eurem kostbaren Mantel ist ein Auserwählter verborgen? sprach der Eine.

Ich wette darauf — sagte ein Anderer — daß dieser Mensch ein wahres Ungeheuer von Heiligkeit ist. Seht Ihr nicht, daß er sich die Füße mit Thierfellen umwickelt hat, um anzuzeigen, wie er mit Bileam's Esel einen und denselben Rang anspricht?

Der Kerl sieht aus wie ein hundertjähriger Falke. — meinte ein Dritter — Zieht ihm doch die Lederkappe über die Augen und laßt ihn auffliegen; vielleicht stößt er noch auf eine neue Erscheinung.

Während dieser Spottreden hielt Gozzomiz immerfort sein Opfer fest. Nicht damit zufrieden, den Einsiedler zum Gegenstand des Hohnes und Gelächters gemacht zu haben, wollte er ihn vor seinen Augen gemißhandelt sehen, um die Rachsucht seines Herzens, die ihr eigentliches Ziel nicht treffen konnte, an jenem Unglücklichen zu befriedigen. Er war deshalb, als er den guten Fortgang seines Unternehmens bemerkte, entschlossen, der Menge vorzulügen, daß der Schwärmer den Bischof Adalbert gelästert und sich für einen weit besseren Heiligen als dieser ausgegeben habe; was, wenn es wie zu erwarten stand von der leichtgläubigen Menge als wahr angenommen wurde, dem Verläumdeten die schlimmsten Früchte tragen mußte.

„Er ist ein alter Sünder!“ — rief er — „Hört! hört!“ — aber in demselben Augenblick fühlte er eine Faust in seinem Genick; er sah sich unwillig um und erblickte ein Paar mit Blut unterlaufene, gläserne Augen, die ihn aus einem erdfahlen, aufgedunsenen Gesichte anstarrten.

Erschreckt ließ er den Mantel des Einsied-

lers fahren, bückte sich, schlüpfte rasch unter den Armen einiger Nahestehenden hindurch und verschwand in der Menge.

Diese, so plötzlich ihren Anführer verlierend, schob das Beginnen der beabsichtigten Mißhandlung einen Augenblick auf, und Alles sah sich erstaunt nach dem entflohenen Urheber des Tumultes um. Samuel, der diese gute Gelegenheit aus dem Gedränge zu entkommen, nicht unbenutzt lassen wollte, griff nach dem Arm des Einsiedlers und sprach, ihn zur Eile ermahnend:

„Komm Ludwig! komm, gieb mir Deine Hand."

„„Hier Samuel"" — antwortete der Schwärmer — „„hier ist sie.""

Als der dicht dabeistehende Bärenführer, welcher die Störung seines Erwerbes mit großem Mißbehagen wahrgenommen, dann aber schweigend den Vorgang mit angesehen hatte, diese Worte hörte, warf er einen erstaunten Blick auf die beiden Brüder, drängte die Umstehenden zur Seite und schrie mit drohender Stimme:

„„Fort da, macht Platz, oder ich lasse den Bären los!""

Durch diese unerwartete Hülfe freien Weg gewinnend, brachte der Kellermeister seinen Schützling glücklich in den Gasthof zurück.

„Bei Gott" — sprach er, als sie in die

Stube traten, wo er sich sogleich ganz erschöpft niederließ — „aus dem Scherz wäre beinahe Ernst geworden! geht mir mit allen solchen Teufeleien!“

Ludwig, der seine eigne Gefahr nicht so recht begriffen und fast nur die Unannehmlichkeit des Gedränges klar empfunden hatte, fragte, dankbar gegen den, der ihm daraus fortgeholfen:

„„Kanntest Du den Mann, Samuel, der dem Volke befahl uns durchzulassen? sein Haar hatte, wie mich dünkt, viel Aehnlichkeit mit dem unseres Bruders Rupert!““

„Hm!“ — sagte der Kellermeister — „ich habe ihn nur flüchtig angesehn, aber seiner Habichtsnase nach, könnte er es wohl sein. Weißt Du was? wir wollen uns erkundigen wie er heißt und wo er sich aufhält. Ich will gleich sehen ob ich Jemand finde, der mir Auskunft geben kann.

Bei diesen Worten gewann Samuel seine frühere Beweglichkeit wieder, stand sogleich auf und verließ das Zimmer. Nach einigen Minuten kehrte er zurück und rief dem Einsiedler zu:

„Denke Dir, er wohnt hier in diesem Hause; ich habe bestellt, daß man ihn zu uns herauf schicken soll, wenn er wieder kommt und mein Dienst bei Sr. Eminenz beendigt ist.“

Während dies Gespräch geführt wurde, hatte der Gegenstand desselben nach langem vergeblichen

Suchen, die Hoffnung, den Zwerg heut noch wiederzufinden, aufgegeben und mit Hilka und Rastnick den Rückzug zur Herberge angetreten. Die Einladung Samuel's und Ludwig's überraschte ihn sehr, und er überlegte lange, ob er ihr folgen solle oder nicht. Endlich, nachdem er seinen Bären gehörig versorgt, um die Zeit, wo er sich sonst schon zur Ruhe zu begeben pflegte, also ungefähr zu der von dem Kellermeister bezeichneten Stunde, entschloß er sich, denselben aufzusuchen und verließ den Hof.

Dieser kleine Hof, von zwei Seiten durch ziemlich hohe Gebäude begrenzt, zu denen nur eine einzige Thür den Zugang bot, dieselbe, in welche Rupert eben eingetreten war, hatte an der Hinterfront eine Art Schuppen, der zur Aufbewahrung von allerlei Geräth gebraucht wurde und zugleich eine Kammer enthielt, die Gozzomiz und der Bärenführer bewohnten, während Hilka den Boden, welcher über jenem unteren Raum sich ausdehnte, mit ihrem Kinde in Besitz nahm. Unmittelbar daran befand sich der Stall des Bären.

Hilka, die den bösartigen Charakter des Zwerges genugsam kennen gelernt hatte, war durch das plötzliche Verschwinden desselben in nicht geringe Unruhe versetzt worden. Sie zog den kleinen Rastnick dicht an sich und wagte nicht, vor der Zurückkunft Rupert's einzuschlafen.

Eine lange Zeit kämpfte sie schon auf diese Weise zwischen Angst und Müdigkeit, als sie ein Geräusch vernahm, welches von der Mauer, die den Hof von der Straße absonderte, herzukommen schien. Obgleich diese Mauer, so viel sie beurtheilen konnte, von der Außenseite her für den Zwerg unübersteiglich und die darin befindliche Thür gegen eine, nicht durchaus gewaltsame, Eröffnung zu wohl verwahrt war, so lauschte sie doch gespannt auf jeden ferneren Ton und legte ihr Auge an eine Ritze vermittelst deren sie den Hof, so viel es das schwache Mondlicht erlaubte, überschauen konnte.

Bald darauf nahten sich dem Schuppen zwei Männer mit leisen Schritten und flüsterten zusammen. Dann nahm der eine von ihnen, den sie sogleich seiner kleinen und eigenthümlichen Gestalt wegen für den Zwerg erkannte, den Holzknebel, welcher an einem Seil neben der Thür von Ruperts Kammer hing, und steckte ihn durch die beiden dazu bestimmten Ringe, um, wie Hilka sehr gut einsah, den schon schlafend geglaubten Bärenführer abzusperren.

Nachdem dies geschehen war, ging er in den Stall des Bären, wo er eine längere Zeit verweilte und wahrscheinlich mit dem Thiere etwas vornahm, denn dasselbe rasselte gewaltig mit der Kette.

Als er wieder zurückkam fragte ihn der Andre mit einer Stimme, die das Blut Hilka's zu Eis gerinnen ließ:

„Nun, wie ist's, hast Du es ausführen können?“

„„Ja, ja, jetzt nur hinauf““ war die Antwort.

Und sie begannen die Bodenleiter zu ersteigen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Hausthür und Rupert trat in Begleitung von noch zwei andern Männern in den Hof, über den sich der Schimmer einer Leuchte verbreitete, die von einem unter ihnen getragen wurde.

Gozzomiz und sein Genosse verließen bei dem ersten Lichtstrahl die Leiter wieder und verbargen sich in dem Schuppen. Im Gespräche begriffen, gingen Rupert und seine Begleiter langsam nach dem Bärenstall. Sie ahnten nichts von dem, was sich begab, und blieben von Zeit zu Zeit stehen, um ihre Unterhaltung bequemer führen zu können.

„Ja“ — sprach Rupert — „wenn Ihr mich fragt, ob ich ganz glücklich bin, dann greift in Euren eignen Busen und Ihr werdet ihn ewig voll unbefriedigter Wünsche finden; aber das kann ich wohl behaupten, daß mir mein Leben eben so gut Momente hoher Zufriedenheit darbietet als Euch das Eurige.“

„„Aber, lieber Bruder““ — sagte der cor-

pulenteste von den Beiden, die mit ihm gekommen waren — „„Du kannst doch nicht immer so die Welt durchstreifen. Bedenke, daß Du endlich einmal alt wirst. Wenn Dir erst die Kräfte zu dieser Lebensweise mangeln, was willst Du dann anfangen? Nein, nein, Rupert besinne Dich besser und komm mit uns. Sieh', ich habe nun bei meinem Herrn, dem Kardinal, so viel erworben daß wir uns in unserm Vaterlande ankaufen und ruhig dem Ende unserer Tage entgegen sehen können.""

„Du meinst es gut, Samuel; aber Du kennst meine Sinnesart wenig, wenn Du denkst ich könne auf Deinen Vorschlag eingehen. Wenn ich je mich wo festsetzen sollte, so würde es in einem Walde sein, denn frei wie das Wild, muß ich in Freiheit mich bewegen dürfen um mich wohl zu fühlen. Ihr spracht vorher von der Heimath, keiner liebt sie mehr als ich; aber kann das wohl ein gemeinsames Vaterland genannt werden, wo uns jeder Weg durch Zoll und Thor versperrt ist? Und nun seht, es ist einer meiner Lebenszwecke geworden, diese Schlagbäume durch meine List niederzureißen. Ihr werdet daher leicht begreifen, daß unsere Pfade weit auseinander gehen, bestürmt mich also nicht länger um etwas, das Euch meine Liebe gern gewährte, bei dem ich

aber, so wenig Ihr das auch einseht, unglücklich werden würde."

„„Nun, so versprich mir wenigstens, daß Du mich dann aufsuchen willst, wenn die Noth Dich dazu treibt.""

„Ja, ja, Samuel, soll geschehen, wenn mein Bär stirbt oder wenn mir ein ähnliches Unglück begegnet. Kommt aber jetzt mit mir, Ihr müßt Euch das schwarze Vieh ansehen, welches die unschuldige Ursache des heutigen unangenehmen Auftrittes gewesen ist. So, hier ist die Thür."

So wie die drei Männer in den Stall traten, hörte Hilka den dicht unter ihr befindlichen Zwerg flüstern:

„Wir wollen zu ihr hinauf, sonst entdeckt er uns. Wenn sie einen Laut von sich giebt, so" — Gozzomiz und der Andre erstiegen die Leiter.

Plötzlich stürzte Rupert wieder aus dem Stall hervor.

„Wo ist der Nichtswürdige?" — rief er — „Bei Gott, es ist sein Tod, wenn ich ihn fasse!"

Da seine Begleiter ihm unmittelbar mit dem Lichte folgten, so gewahrte er auch in demselben Moment die beiden Kletterer. Der Unterste sprang sogleich herab, warf sich ihm entgegen und es entspann sich ein Kampf, dessen Ausgang insofern zweifelhaft war, als die Ringenden an Kräften

ziemlich gleich zu sein schienen. Samuel drückte seinem Bruder das Licht in die Hand und griff nach den Füßen des Zwerges, den er bemerkte, als dieser fast die oberste Sprosse erreicht hatte.

„Warte!“ — sagte der Kellermeister, welchen die dem Schwärmer während des Bärentanzes angethane Gewalt auf das Aeußerste verdrossen hatte — „warte Affe, ich werde Dir Deine Bosheit eintränken!“

Gozzomiz trat jedoch seinem Verfolger auf die Hand, sprang über ihn hinweg, kollerte sich Einigemale auf der Erde herum und verschwand in dem Schatten des Giebels.

Als sich der überraschte Samuel umsah, hatte Rupert schon seinen Gegner überwunden; er knieete auf seiner Brust und band seine Hände mit einem Seil zusammen.

Die halbtodte Hilka stieg jetzt mit dem schlaftrunkenen Rastnick die Leiter hinab um dem Bärenführer zu berichten, was sie gesehen und gehört hatte.

„Kennst Du diesen?“ — fragte Rupert, indem er dem Einsiedler einen Wink gab mit dem Lichte näher zu treten.

Hilka wandte sich mit furchtsamem Entsetzen ab und antwortete: „Es ist Bolibut!“

Der Sieger suchte in seiner Tasche nach einem Messer, schwang es vor den Augen des

unter ihm Liegenden und sprach mit fürchterlicher Kälte:

„Warum hast Du mein Thier, meinen Breittatze, erwürgt?"

„„Ich nicht; Gozzomiz, Gozzomiz!"" — stöhnte Bolibut, dessen Hals von der schweren Hand des Bärenführers umklammert wurde.

„Ha, ich dachte es mir wohl! wo ist die Bestie?"

Rupert sprang auf, um nach dem Zwerge zu sehen, aber Gozzomiz blieb trotz alles Suchens verschwunden; er hatte wahrscheinlich seine Zeit gut benutzt und sich über die Mauer gerettet.

Nachdem man sich Bolibut's noch ferner versichert und beschlossen hatte, ihn dem kaiserlichen Kriegsvolk zu übergeben, mußte man endlich an die Trennung denken.

Der Schwärmer erinnerte seinen Bruder an das gegebene Versprechen.

„„Du sagtest"" — sprach er — „„daß Du mit uns ziehen wolltest, wenn Dein Thier umkäme; es ist todt!""

„„Ja, Ludwig, aber was sollen dann diese anfangen?"" — antwortete er, indem er auf die blasse, zitternde Hilka wies, die ihren Knaben an der Hand hielt.

Ludwig verstummte.

Der Kellermeister legte seine Hand auf

Ruperts Schulter, und sah ihm freundlich in's Gesicht.

„Ich will nicht weiter in Dich dringen" — sagte er in billigendem Tone — „und kündige Dir nur an, daß ich meinen Herrn, den Kardinal, sobald wir mit dem Kaiser wieder in Italien angelangt sind, verlasse und zu unseren Schwestern nach Hamburg gehe. Du weißt also wo Du mich findest."

„„Ich danke Dir, Samuel. Leb wohl! Und auch Du leb' wohl Ludwig!""

„O, Rupert" — sagte der Schwärmer — „ich hätte wohl gewünscht, daß Du noch einige Zeit bei uns bliebest; es könnte Dir vielleicht viel nutzen, wenn ich Dir die Erscheinung der Jungfrau, wie sie mir zu Theil geworden ist, erkläre."

„„Es kann nicht sein, lieber Bruder, wir müssen scheiden.""

Alle drei umarmten sich stumm. Samuel und Ludwig kehrten in's Haus zurück.

„„Sie meinen es gut"" — sagte Rupert zu sich selbst, als er sein Lager an der Seite des gefesselten Bolibut aufsuchte — „„und ich hätte wohl ihren Vorschlag annehmen sollen. Hm!""

„„Es ist doch schändlich"" — setzte er nach einer Pause hinzu — „„daß ich mein treues Thier auf solche Weise verlieren mußte! Aber

der Schurke soll es büßen, wenn er mir je wieder vor die Augen kommt.""

Dann murmelte er noch mit gedämpftem Tone ein Wort zwischen den Zähnen, welches ungefähr wie: Nichtswürdige Bestie! klang, und bald darauf lag er im tiefsten Schlafe.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Rache und ihre Folgen.

Es war am Donnerstag den 2. Juni des Jahres 1002.

Der Präpositus Othar hatte in Abwesenheit des Bischofes die Gemeinde von Oldenburg zu einer besondern Ermahnungsfeierlichkeit in der Hauptkirche versammeln lassen, und das Gotteshaus war so gefüllt, daß Niemand mehr Platz darin finden konnte.

Othar, ein Verwandter des Dänenkönigs, besaß neben innerem, tüchtigen Gehalt, eine hohe äußere Würde, und seine geistlichen Reden waren deshalb wirkungsreich und erbauend.

Den Grund zu der außergewöhnlichen, kirchlichen Andacht fand er in den drohenden Anzeichen unter den nicht christlichen Obotriten und Waagri-

ern, von denen die Diöcese Oldenburg bewohnt wurde; denn im Ganzen war es nur ein kleines Häuflein Gläubiger, die er leitete und unterrichtete; so daß er über die Anwesenheit einer solchen Menge bei der heutigen Predigt selbst erstaunte.

Nach Allem zu schließen, stand der Kirche jetzt eine schrecklichere Gefahr denn je bevor, und die unmittelbare Nähe des hereinbrechenden Unheils ahnend, wollte er seine Pfarrkinder zur Geduld und zur Treue im Glauben ermahnen.

Es war ein erhebender Anblick, wie er so dastand vor der Gemeine, mit dem festen unerschütterlichen Gottvertrauen in den Zügen seines ruhigen Gesichts, das schlichte Haar von den Schläfen zurückgestrichen und die rechte Hand, wie zum Segnen ausgestreckt.

„So“ — sprach gegen das Ende seiner Rede, indem er mit der Hand in das Weihbecken griff und die Tropfen über die Versammlung ausgoß — „so weihe ich Euch denn zu Märtyrern des Glaubens, wenn es Gott gefällt, daß wir die Palme erringen sollen. Seid treu, seid stark, und vor Allem vergeßt der Demuth nicht, der schönsten Zierde und der ersten Tugend des Christen. Gebt Euch aber auch nicht sündiger Verzweiflung hin, wie nah' das Unglück immer sei. Gott, der die Sterne an das blaue Gewölbe

über uns fesselt und die Sonne durch den Raum führt, kann auch Euch erhalten, und Ihr steht in der Hand dessen, der Himmel und Erde gemacht hat. Sein Arm vermag — "

„„Nichts mehr für Euch!"" — schrie plötzlich mit donnernder Stimme ein riesiger Wende, der sich hinter dem Altar erhob.

Othar war verstummt, Entsetzen ergriff alle Anwesenden und keiner vermochte einen Laut hervorzubringen.

„„Söhne des Radegast!"" — rief der Riese wieder, indem sein Fuß auf das von ihm herabgestürzte Crucifix trat — „„das verfluchte Zeichen liegt am Boden und der Christengott ist vernichtet. Her zu mir, zu Eurem Priester!""

Eine Menge unter der Versammlung verborgen gewesener Heiden stellte sich augenblicklich an seine Seite.

Othar hatte sich noch nicht von seinem Schauder über das begangene Sacrilegium erholt, als sich vor der Kirche ein fürchterliches Geheul erhob.

Die Thür wurde zerschlagen, ein bewaffneter Haufe drang ein und die Christengemeinde zerstiebte in jäher Flucht.

Draußen stürmte ein Reiterzug in wildem Rosseslauf durch die Straßen, wie eine Horde Teufel. Ein schwarzes Banner, die Blutfahne

Stanitia flatterte über ihnen in der Luft, durch ihren bloßen Anblick die Herzen aller, der Heiden sowohl als Christen, mit Schrecken erfüllend.

Wenn dieses Panier entfaltet war, so gehörte alle Macht der Götter und der Menschen ihm allein. Nichts brauchte heilig geachtet zu werden wo es wehte; kein Gesetz galt, keine Sitte und kein Recht; ja, die Altäre des Wendenglaubens selbst wankten in seiner Nähe und zerfielen in Trümmer; je mehr Blut, je größere Greuel: um so höher wurde es geehrt.

Dicht unter ihm ritt ein Mann mit bleichem Antlitz, in dessen dunkeln Augen der Strahl der glühendsten Rache flammte. Ein blutiges Lächeln lag auf seinen Zügen und die düstre Stirn schien der Sitz des Verderbens zu sein.

Es war Mistiwoi.

Er winkte, und das schreckliche Werk begann.

Wer beschreibt den lechzenden Tiger, welcher dem Käfig entronnen? Wer weiß, wohin sich der glühende Strom der Lava wendet? Wer folgt dem brausenden Orkan? — Was der Tiger thut, wenn er sich im Bluthunger krümmt und brüllt und mit dem Schweif die Weichen peitscht; — was die Lava thut, wenn sie kochend dem Schlunde des Vulkans entstürzt; — was der Sturmwind thut, wenn er heulend dahin fährt; — Das und noch mehr als das that Mistiwoi.

Ganz Nordelbingen wurde verwüstet, alle Kirchen geschändet und zerstört, die Priester verjagt oder qualvoll zu Tode gepeinigt, und das Volk, welches dem Schwert entrann, irrte als ein jammernder Haufe von Unglücklichen umher. Jeder Wink Mistiwoi's vernichtete ein Leben; jeder Laut, der seinem Munde entfloh, stürzte ein Christenheiligthum in Schutt.

Der Strom der Vernichtung hatte sich bis vor Hamburg ergossen.

Die Einwohner befanden sich auf der Flucht. Alles verließ die Häuser und eilte auf die Straßen, um einen Ort der Rettung für Leben und Gut zu suchen; denn schon standen die Außenwerke in Brand. Wer konnte, nahm seine Zuflucht zum Hafen, und eine zahllose Menge von Kähnen bedeckten die Wellen der Elbe.

Einer dieser Nachen, der sich durch die Ungeschicklichkeit mit welcher er gelenkt wurde, vor den übrigen gewissermaßen auszeichnete, und fünf Personen nach dem jenseitigen Ufer überführte, befand sich ungefähr in der Mitte des Stroms, als die ersten Rauchsäulen aus der Stadt emporwirbelten; bei welcher Erscheinung die beiden mitfahrenden Frauen in einen Ruf des Schreckens und des Schmerzes ausbrachen.

Der wohlbeleibte Mann, welcher am Steuer saß, suchte sie so gut er konnte zu trösten.

„Klagt nicht, liebe Schwestern!“ — sprach er — „wenn Ihr auch Euer Haus verloren habt, so ist ja doch noch genug vom beweglichen Vermögen gerettet, daß Ihr keinen Mangel zu leiden braucht. Euer bisherige Beschützer, Dein Mann, Bertha, der jetzt ganz starr dasitzt und in das Wasser schaut, wird sich schon ermuntern, sobald es nur wieder etwas zu handeln giebt, dafür sage ich gut, und was Dich betrifft Marie, da laß Du Dein Schicksal nur meine Sorge sein, Du weißt ja, daß ich mir ein hübsches Vermögen bei meinem Herrn, dem Kardinal, erworben habe. Uebrigens denke ich, wir bleiben nun Alle zusammen, denn die letzte Zeit wo mich Se. Eminenz fast mit Gewalt in Italien zurückhielten, hat mir gar nicht gefallen, und ich will endlich einmal in der Heimath und mir selbst leben.“

„He! Ludwig,“ — rief er nach Beendigung dieser Trostrede den andern Mann an, der sich so sehr bei dem Gebrauch des Ruders abquälte, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann, jetzt jedoch damit aufgehört hatte — „Du läßt ja den Kahn treiben, wie es ihm gefällt, wo siehst Du denn hin?“

„„Nun, wohin denn sonst, als nach der Stadt? Es ist ein schrecklicher Anblick; schau nur zurück.““

Die ganze Gesellschaft sah sich um. Die Flammen hatten mit rasender Gewalt um sich gegriffen und brachen jetzt aus allen Vierteln des schon damals ansehnlichen Handelsortes hervor. Das Krachen der zusammenstürzenden Gebäude tönte über die Wasserfläche herüber und eine ungeheure Rauchwolke umschwebte das Ganze. Es war ein furchtbar prächtiges Schauspiel.

„Gott sei Dank!“ — nahm der Wohlbeleibte wieder das Wort — „daß wir aus dieser Hölle errettet sind! Wahrhaftig das dacht' ich mir nicht, als ich Hamburg gestern von fern gewahrte, daß wir uns so wiedersehen sollten, und es ist nur gut, daß ich Euch in der Verwirrung gleich auffand, sonst wären wir vielleicht alle zu Schaden gekommen! Jetzt aber frisch mit dem Ruder, daß wir endlich ans Land gelangen, Ludwig! So, so; nun machst Du es besser, als vorher.“

Nach einiger Zeit berührte der Kahn das Ufer. Der, welcher das Fahrzeug getrieben hatte, legte erschöpft das Ruder hin, stieg aus und blieb, versenkt in den Anblick, der sich ihm darbot, auf den vom Wasser bespülten Kieseln stehen. Dann stürzte er plötzlich auf die Kniee nieder und rief mit lauter Stimme: „„Ein Wunder! ein Wunder!““

Der Steurer, der als der Letzte den Nachen

noch nicht verlassen hatte, blickte zurück, konnte aber nichts wahrnehmen als die brennende Stadt, die jetzt nur eine einzige glühende Masse zu sein schien, und aus der die Feuersäule roth und glänzend zum Himmel aufstieg. Er sah deshalb lächelnd und ungläubig seinen Gefährten an.

„„Eine goldne Hand hat sichtbar aus dem Himmel in die Flamme gegriffen!““ bekräftigte dieser.

„Wie, eine goldne Hand? Du hast Dich gewiß getäuscht, Ludwig!“

„„Lästre nicht, Samuel, es war wie ich sagte; die Schwestern werden es Dir bestätigen.““

„Ja, ja, wir haben es gesehn; die Hand fuhr mitten in das Feuer hinein“ — ließen diese sich vernehmen, indem sie sich bekreuzten.

Der Zweifler war überzeugt; er sah seinen Bruder mit Erstaunen und Ehrfurcht an, schüttelte das Haupt und seufzte.

„Ja“ — sprach er dann bewegt — „es ist wohl Zeit, daß die Menschheit durch solche Zeichen gewarnt wird, haben die Greuel doch schon so überhand genommen, daß selbst die Person des Kaisers nicht mehr heilig geachtet und das Oberhaupt des Reichs durch ein Paar Handschuhe vergiftet wird!“

„„Was sagst Du, Samuel! wer hat diesen furchtbaren Frevel begangen?““

„Die Wittwe des Crescentius!“

Und die Gesellschaft trat in eine nahe Hütte. Hinter ihnen stürzten krachend die letzten Häuser der reichen Stadt zusammen und die Flammenlohe loderte empor, wild und düster, ein Feuerzeichen der gräßlich vollendeten Rache Mistiwoi's.

Während der Kahn mit den fünf Personen sich auf dem Strome befand, hielt Mistiwoi auf einer kleinen Anhöhe vor der Stadt. Um einen Befehl zu geben ritt er den Hügel hinab. Am Fuße desselben scheute sein Pferd vor einem leblosen Körper. Als er unwillkürlich seine Augen darauf warf, sah er, daß es ein ermordeter christlicher Priester war, den man mit in die Haut getriebenen kleinen Stacheln todt gepeinigt hatte.

Er hielt an. Das Aeußere der Leiche, auch vielleicht die Aehnlichkeit der Todesart mit der seines Lebensretters Reginward, erinnerte ihn an denselben, und mit unbesiegbarer Gewalt erstanden plötzlich vor ihm alle Lehren des frommen und edlen Mannes, dem er so viel verdankte.

Eine lange Zeit, während welcher sein ganzes vergangenes Leben sich in seiner Seele abspiegelte, schaute er mit düsterem Auge unverwandt auf den Todten, da legte sich eine kalte Hand auf die seinige und die Stimme Elvico's, seines Kaplan's, den er sonderbarer Weise auf seinem

Vernichtungszuge mit sich führte, rief ihm in's Ohr:

„Sieh auf, Herr! sieh auf, der heilige Laurentius thut ein Wunder!"

Mistiwoi fuhr zusammen. Sein Blick folgte der nach dem Himmel zeigenden Richtung der Hand Elvico's, und er sah die Erscheinung, welche Ludwig zu derselben Zeit seinem Bruder verkündete.

Ein jäher Schreck erfaßte ihn. Wie geblendet schlug er die Hand vor die Augen, riß sein Pferd herum und rief mit bebender, wilder Stimme:

„Zurück, zurück! Es ist genug."

Gehorsam dem Befehle, verließ das Heer der Wenden die brennende Stadt. Im Siegesjubel glaubte es, seine Arbeit sei gethan, freudig bereitete es sich, den Fürsten in die Heimath zu begleiten, und auch dort rüstete man sich, ihn festlich zu empfangen.

Die Pforten der Pfalz zu Plön waren bei seinem Einzuge herrlich geschmückt, Alles kam ihm jubelnd entgegen, die Priester erhoben seinen Namen bis zu den Sternen, und das Volk vergötterte ihn fast für das, was es als einen hohen Triumph und einen glänzenden Sieg seines Gebieters ansah.

Aber Mistiwoi würdigte seit seinem Abzuge von Hamburg Niemanden mehr eines Blickes,

stumm und finsterer denn je, eilte er durch die freudigen Reihen der Bevölkerung und verschloß sich in sein Gemach, welches er fortan nicht wieder verließ.

Seine Seele hatte eine furchtbare Erschütterung erlitten. Der Anblick des gemordeten Christenpriesters und das Wunder mit der goldnen Hand, welches er gesehen zu haben meinte — beides hatte ihn auf einmal zwischen den zürnenden Heiligen der Christen und die blutigen Götter der Heiden mitten inne gestellt, und das Ziel seines Willens verrückt.

Noch hing er, und wenn auch nur aus Furcht, mehr als er selbst glaubte am Christenthume, das er verderben wollte, ein Zeichen seiner unaufgegebenen Neigung dafür war es ja schon, daß er ohne seinen christlichen Kaplan Elvico keinen Tag hatte verbringen können.

Außerdem aber fing er jetzt an einzusehen, daß seine Rache eigentlich ihr Ziel verfehlt und, statt auf die Urheber seiner Schmach, auf ein unschuldiges Volk gefallen war, das nicht viel mehr als den Glauben mit Jenen gemein hatte, den Glauben, welcher ihn selbst noch immer an sich geknüpft hielt.

So lange freilich, als ihn die Jahre hindurch gehegte Bitterkeit seines Herzens gegen Alles unempfindlich machte, hatte er keine Gnade ge-

kannt und kein Mitleid hatte seinen erhobenen Arm zurückgehalten und dem entfesselten düsteren Triebe des Inneren Einhalt gethan. Aber nachdem er den Zusammenfall der letzten rauchenden Trümmer Hamburgs mit angesehen, nachdem das letzte Sterbegewimmer, der letzte Ton der knisternden Asche, gleichsam der Schlußvers der blutigen Rhapsodie seiner Rache verhallt war, und sein Auge ringsum nur eine durch ihn geschaffene, mit Schutt und Ruinen bedeckte Wüste erblickte, da — da erschrack er vor der eignen That.

Unbefriedigter, verdüsterter als je, wie er war, mußte ihm nunmehr eine Religion, die jeden der Hingeopferten bis zum Martyrthume begeisterte, schon darum verehrungswürdig scheinen, weil seine schwankende Seele ein klares Lebens- und Glaubensprincip suchte, welches sie im Heidenthume unmöglich zu finden vermochte. Dies, zusamengehalten mit seinen Wünschen, seinen Thaten und seinen Charaktereigenschaften, verwickelte ihn in ein unentwirrbares Labyrinth von bitteren Gefühlen.

Die Folge davon war endlich eine gänzliche Zerfallenheit mit sich selbst und eine Wiederumkehr zur Verachtung seiner Landsleute, denen er ungerechterweise die seiner Rache geleistete Hülfe, mehr noch ihre Sitte und Lebensart zum Vorwurf

machte, in diesen den Grund aller unheilsvollen Schicksale, die ihn betroffen hatten, findend.

Anstatt sie fester zusammenzuziehen, löste er gewaltsam die Bande, mit dem er sich das ganze Volk verknüpft hatte. Er betrog sie und sich selbst um den Zweck, zu welchem er vom Schicksal bestimmt schien, und mit ihm sanken die Hoffnungen der Wenden, um sich nie wieder zu einer ähnlichen Höhe zu erheben.

In der Einsamkeit, abgeschlossen von Allem, was ihn von seinen unerfreulichen Gedanken hätte entfernen können, verdüsterte sich der Zustand seines Gemüthes immer mehr, es lagerte sich wie Schatten auf seiner Stirn, der Glanz seines Auges erlosch; nur ein unheimliches, schwaches Feuer brannte noch in dem irren und unstäten Strahl desselben; die Klarheit seines Gedächtnisses schwand dahin, und die Bilder seiner Phantasie fingen an sich chaotisch zu vermischen.

Die Natur erlag und der Wahnsinn schlug ihn in seine düsteren Bande.

Oda, eine treue, dem Erwählten mit ausdauernder Liebe anhängende, Gattin wurde durch diesen Vorfall auf das Schmerzlichste betroffen.

Vor vielen Weibern dadurch beglückt, daß sie sich dem Erkornen vermählen durfte, mit dem Vorzug, eine Fürstin und die einzige Genossin ihres Gemahls zu sein, bekleidet, hatte dennoch

ihr warmes Herz jenes mächtige, allumfassende Gefühl im Busen Desjenigen vermißt, den sie so tief und glühend liebte.

Mistiwoi lebte mit ihr nach deutscher Sitte, die sich jedoch, wie es nicht anders sein konnte, vielfältig den rohen Gewohnheiten der Wenden anbequemt hatte. Es gab nun zwar wenig Anlaß, sich über eine auffallende Vernachlässigung von seiner Seite zu beklagen; wenn aber wieder ihrem, durch den erhöhten Seelenzustand geschärften, Erkennungsvermögen schon ein Wort, ein Blick, ein Beben, als Anzeichen gelten durfte und konnte, so ahnte sie freilich wohl, daß sie auf die volle Erwiederung ihrer Leidenschaft verzichten müsse.

Es war ihr nie gelungen, die Nacht seines Gemüths ganz zu erhellen, und nur zu Zeiten hatte sie durch ihren Gesang, der den reichsten Wiederhall in ihm zu finden schien, die drohendsten Wolken auf seiner Stirn sich zertheilen sehen. Aus solchen Stunden immer wieder neue Hoffnung schöpfend war sie, in dem Bestreben die finstre Gewalt, die ihn umfing, zu brechen, standhaft geblieben bis sie errieth, daß das Bild Editha's noch immer in seiner Brust lebte.

In der Abhängigkeit eines wendischen Weibes erzogen, wagte auch ihr geheimstes Gefühl nicht, ihm einen Vorwurf darüber zu machen; eine der

zartesten Frauenseelen, schloß sich ihr Herz wie eine leisberührte Sensitive vor dem Emportauchen der feurigsten und langgehegtesten Wünsche und sie beschied sich, stilltraurend, mit dem Loose, das ihr gefallen.

Jetzt saß sie immer vor dem Krankenzimmer des geliebten Gatten, um zur Hülfeleistung gleich zur Hand zu sein, und, während sie auf jeden Ton des Leidenden lauschte, unterrichtete sie ihren Knaben Udo, den einzigen Sprößling ihrer Ehe. Oder sie vertrat den Fürsten, und ertheilte an dieser Stelle den Edlen Gehör.

Die Krankheit war langdauernd und schien sich noch stets zu verschlimmern, aber Oda ermüdete nicht; sie verdoppelte ihre Sorgfalt; oft goß ihr Gesang lindernde Tropfen in die stürmenden Wogen seines Gemüths, und ihre Stimme allein vermochte den Rasenden zur Annahme der gebotenen Heilmittel zu bewegen.

Das nahende Radegastfest sollte wegen des erfochtenen Sieges diesmal auch in Plön mit besonderer Feierlichkeit begangen werden. Vor Allen drangen auf einen erhöhten Glanz des Festes Skorrag, der Priester, der das Amt von Oda's Vater erhalten, und der mächtige Tugumir, dessen Sohn Ratibor sich durch seine Kraft und Wildheit bei dem Kriegszuge sehr ausgezeichnet hatte.

An dem Tage wo sie sich, von mehreren der Angesehensten des Volks begleitet, zur Berathung bei der Fürstin versammelten, war Mistiwoi in die gefährlichste und wildeste Raserei verfallen, und unter der Zeit, daß Oda den Bericht der Festordner vernahm, wandten acht starke Diener alle Kräfte auf, um den Wüthenden in das verordnete Bad zu schaffen.

Die in der größten Besorgniß schwebende Gattin verabschiedete sich so rasch als möglich, um den Kranken gefügiger zu machen, und eben schritt sie auf sein Zimmer zu, als ein gellender, grausenerregender Schrei daraus hervorbrach.

Die Edlen, im Begriff das Gemach zu verlassen, erkannten die Stimme ihres Fürsten und blieben erschreckt stehen.

Man vernahm jetzt deutlich das laute Plätschern des Wassers und Mistiwoi schrie sogleich wieder in einem Tone der die entsetzlichste Angst verrieth:

„Hülfe, Hülfe! der heilige Laurentius verbrennt mich!“

Oda winkte der Versammlung zum Zeichen des Abschiedes mit der Hand und stürzte aus dem Zimmer.

„Hülfe! der heilige Laurentius verbrennt mich!“ ertönte es noch einmal.

„Horch!“ — sagte Tugumir — „der Fürst ruft um Hülfe! Wen ruft er?“

„„Einen sächsischen Heiligen!““ — antwortete der Priester.

„Wie! einen sächsischen Heiligen?“

„„Nun ja, wundert Euch das so sehr? Hat er nicht immer noch den Christenpriester bei sich? Wird der Knabe, der Udo, nicht auch in jenem Glauben auferzogen, und ist endlich der Fürst selbst nicht noch Christ?““

Ratibor knirschte mit den Zähnen und lachte bitter, während Tugumir ausrief:

„Ha! was sagt Ihr?“

„„Die Wahrheit!““

„Aber er hat bei Radegast's Altar geschworen, die Sachsen zu vernichten. Weh' ihm, wenn er sein Versprechen nicht hält und sich der verhaßten Religion wieder zuneigt! der Christenpriester gehört uns; er muß dem Tode überliefert werden: Opfer um Opfer!“

„„Ihr werdet nichts erlangen.““

„Nichts erlangen? Was sagt Ihr dazu Landsleute?“

Es entstand ein unwilliges Gemurmel unter der Menge.

„„Still!““ — sagte Skorrag — „„hier ist nicht der Ort um solche Sachen zu verhandeln. Wenn Ihr darüber sprechen wollt, so kommt

heut Abend zu mir, da werden wir weiter sehen. Wer von Euch wird erscheinen?""

„Wir Alle!"

„„Gut! mein Diener Gozzomiz soll Euch in den Tempel führen.""

Die Versammlung entfernte sich grollend.

Ratibor jedoch folgte dem Priester auf einen Wink von diesem in den Wald.

Sie gingen schweigend neben einander fort, bis zu einer großen, weitschattigen Linde von gewaltigem Umfange, mit einer Krone, welche sich stolz über die Wipfel der anderen Bäume erhob. Sie stand allein auf einem freien Rasenplatze und war der Lebensgöttin Siwa geweiht. Denn die Wenden dachten sich einige ihrer Götter auch unter der Gestalt von Hainen und Bäumen.

Ratibor fühlte deshalb hier denselben Schauer, welchen die unmittelbare Nähe der Göttin selbst auf ihn hervorgebracht haben würde. Er horchte mit abergläubischer Furcht auf das Flüstern des Laubes, und es war ihm fast, wie wenn eine Stimme aus dem Gezweige hervordränge, als Skorrag ihn anredete:

„Weißt Du, wo wir sind?"

Er wagte nicht sogleich die herrschende Stille mit seiner Stimme zu unterbrechen; er machte nur ein bejahendes Zeichen.

„Horch!" — fuhr der Priester fort — „der

Wipfel des heiligen Baumes rauscht; die Göttin spricht zu mir."

Ratibor sah sich scheu und erwartungsvoll um.

„Höre, was sie mir sagt; sie kennt Deine Gedanken. Du möchtest Fürst sein an Mistiwoi's Stelle."

Ratibor, so stark er war, fing an zu zittern.

„Sprich zu mir, ist es wahr?"

„„Ja, ja; aber verrathe mich nicht!"" — stöhnte Ratibor.

„Beruhige Dich. Nicht um Dich zu verrathen bin ich hier; vielmehr will ich Dir beistehen. Schwöre mir, unseren Göttern treu zu bleiben und Du sollst Herr sein über Alle."

Ratibors Augen glänzten und er sprach den grausen Schwur nach, den ihm Skorrag vorsagte.

„„Was muß ich noch thun? Rede, Priester, rede!""

„Geh' hin und rege Deine Nachbaren an der Grenze der Kizziner und Circipaner auf; die Sachsen, welche schon wieder Tribut fordern, werden nicht lange auf sich warten lassen — denkst Du, daß er sich halten kann, in der Mitte zwischen Eurer Unzufriedenheit und einem feindlichen Heere?"

„„Ha, Du hast recht. So muß der Verräther fallen.““

„So wird er fallen. Sei nur vorsichtig und beginne mit dem Widerstande zur rechten Zeit.“

„„Sorge nicht, ich werde thun, was Du mir sagst. Du und Deine Götter, Ihr kennt meine Gedanken.““

„Dann laß uns jetzt gehen, und bei der Berathung heut Abend verhalte Dich still.“

„„Mein Mund ist verschlossen bis Du ihn öffnest.““

„Gut“ — sagte Skorrag.

Und die beiden Männer trennten sich eilig, entschlossen zur Ausführung des begonnenen Verraths.

Sechszehntes Kapitel.

Die Ursulinerinnen.

Die langen, gewölbten Kreuzgänge des Klosters der Ursulinerinnen zu Magdeburg hallten von den geschäftigen Schritten der Nonnen wieder, die sich zu einer glänzenden Feierlichkeit, zur Aufnahme einer neuen Schwester bereiteten, welche, vermöge ihres vornehmen Standes und der durch den Papst erfolgten Dispensation, ohne Noviziat eintreten sollte.

An dem Fenster einer Zelle, welche auf die Straße hinausging, standen die Aebtissin und eine Nonne im Gespräch.

Die Aebtissin war eine hohe Frau zwischen fünfzig und sechszig Jahren, an der man immer noch die Spuren einstiger großer, wenn gleich strenger, Schönheit bemerken konnte. Ihr Auge hatte einen unwandelbaren, fast unerbittlichen Ausdruck, die Lippen waren fest geschlossen und die Nase, welche, fein und zart, dem ganzen Gesicht sonst einen gewinnenden Reiz verlieh und seine Strenge verwischte, trug jetzt, wo man sie dünn und mager nennen konnte, nur dazu bei, den angedeuteten Charakter noch mehr hervorzuheben.

Die Nonne an ihrer Seite war das Bild der demüthigsten, stillsten Frömmigkeit, und wie die Oberin in Gott nur das allem Irdischen zürnende, auf dem Geisterthrone herrschende Wesen sah, so verehrte sie in ihm den milden, die ganze Natur mit Liebe umfassenden Vater.

Beide hatten ziemlich viel in der Welt erduldet, aber das daraus entsprungene Resultat war durchaus verschieden. In der Seele der Aebtissin war das Außenleben bis auf den letzten Gedanken daran vergessen, und was sich nicht den ascetischen Bußübungen der klösterlichen Zelle hingegeben, konnte keine Theilnahme mehr in

ihrem Busen erwecken, während die Nonne, ohne die Freuden der Welt zu begehren, ihnen doch ein sanftes Mitgefühl nicht versagte, und ihr Glück vorzüglich in der Ruhe fand, welche die heiligen Mauern durchwehte.

Ein Thränenstrom übergoß in diesem Augenblick die milden Züge ihres Gesichts und in plötzlich ausbrechendem Schmerz verloren, schaute sie, die verwunderte Miene ihrer Oberin nicht bemerkend, auf die Straße hinab, durch die sich aus der Ferne ein Trauerzug heran bewegte.

Nachdem die Aebtissin schweigend und erstaunt eine Weile auf die Erklärung dieses Betragens gewartet hatte, fragte sie:

„Warum weint Ihr, Schwester Mechtild?"

Die Nonne zeigte schluchzend mit der Hand auf den Leichenconduct, welcher einfach zwar an sich und prunklos doch, nach den Begleitern zu urtheilen, der eines angesehenen Mannes zu sein schien.

„Rührt Euch jener Trauerfall?" — sagte die Aebtissin — „Wir müssen Alle sterben, und Ihr werdet wohlthun Euch öfter daran zu erinnern. Wen geleitet man dort zu Grabe?"

„„Es ist der Markgraf Dieterich!""

„Nun wohl! was habt Ihr damit zu schaffen? So lange der Tod nicht in diesen Mauern einkehrt, könntet Ihr ruhig sein, sollt' ich denken."

„„Ach! der Markgraf war mein Vater!““

„Mechtild! Mechtild, eine Nonne hat keinen Vater! ich muß mich wundern, solche Worte aus Eurem Munde zu hören.“

„„Vergebt, hochwürdige Frau, ich glaubte nicht durch ein solches Gefühl zu fehlen.““

„Schweigt und geht auf eure Zelle bis ich Euch rufen lasse; die Feierlichkeit wird sogleich beginnen, und Ihr sollt mir dabei zur Hand gehen.“

Die Nonne verließ das Gemach, die Aebtissin blickte dem sich entfernenden Leichenzuge noch eine Zeit lang nach und sprach zu sich selbst:

„So schwindet jede irdische Größe, ja Alles, was von dieser Welt ist, und nur der Himmel bleibt die Hoffnung der Sterblichen; darum, seelig diejenigen, die sich ihm hier schon ganz zuwenden.“

Dann warf sie sich vor dem kleinen Betaltare, der ihrem Lager gegenüberstand und den einzigen Schmuck ihres Zimmers ausmachte, nieder, entblößte die Schultern und geißelte sich bis sie erschöpft das Bett aufsuchen mußte.

Als sie sich wieder einigermaßen erholt hatte, hängte sie ein großes, goldnes Kreuz über ihr schwarzes Ordensgewand, und begab sich an der Spitze der Nonnen in die Kirche.

Das Gotteshaus war wie zu dem frohesten Feste der Menschen, wie zu einer Hochzeitsfeier,

mit Blumen geschmückt. Die Geistlichkeit prangte vor dem Altar in ihren kostbarsten Gewändern, und umhüllt vom glänzenden Ornate eines Kirchenfürsten verrichtete Bischof Gisiler das Hochamt.

Alles war bunt, reich und lachend, nur der düstre Chor der Nonnen bildete einen schauerlichen Gegensatz dazu.

Es hatten sich eine Menge der vornehmsten und mächtigsten Personen aus den sächsischen und thüringischen Gauen eingefunden, um als Zuschauer bei der erwarteten Feierlichkeit zugegen zu sein; da der Rang und die Schönheit der Einzuweihenden entweder die allgemeine Neugier rege machte oder die Anwesenheit der ihr Verbundenen und Befreundeten schicklich erscheinen ließ, auch wenn sie ihr nicht durch die Bande der Verwandtschaft angehörten, wie das bei einem Theile der Fall war.

Kurz nach dem Beginn des Hochamtes traten noch ein Ritter und eine Dame in die Kirche, die über die zahlreiche und glänzende Versammlung zu erstaunen schienen, sich einen Platz nahe der Thür suchten, und überhaupt zu erkennen gaben, daß sie wohl mehr der Zufall, als ein bestimmter Beweggrund hierhergeführt habe.

Ihre Blicke richteten sich, ohne weiter etwas zu beobachten, auf die zu beiden Seiten des Altars sitzenden Nonnen. Vorzüglich zeigten sich

die der Dame nicht eher befriedigt als bis sie das goldne Kreuz der Aebtissin entdeckten; dies geschah jedoch erst in dem Moment, wo dieselbe aufstand, vor den Altar trat und die Novize, welche nach der Anrede des Bischofs so lange betend verharrt hatte, von den Knieen erhob.

Diese Novize war von einer so zauberischen und weichen Schönheit, daß jedes Herz bei ihrem Anblicke von Bewunderung ergriffen wurde. Sie schien das Bild einer Rose, die durch den zarten, reinen Glanz der Blätter ihres duftreichen Kelches auch dann noch sich als die stillbescheidene Königin des Gartens zeigt, wenn der lebendige Purpurhauch der Blüthe bleichte.

Sie leistete mit sanfter aber fester Stimme das Gelübde, indem ihr Auge, ein Meer von Lieb' und Frieden, nach oben blickte. Dann fielen die Locken, gleichsam die äußere Blätterhülle dieser Blume, von dem Haupte; ein schwarzer Schleier senkte sich über ihr Gesicht und die kalte Stimme der Aebtissin sprach:

„Cäcilie! die man sonst Editha nannte, Du hast der eitlen Welt entsagt, erinnere Dich Deines Gelübdes, denn Du gehörst nunmehr dem Himmel zu."

In dem Moment, wo der Schleier die Züge der jungen Himmelsbraut bedeckte, schien eine

tiefschmerzliche Regung in ihnen aufzutauchen und eine Thräne in dem blauen Auge zu zittern.

Es war nur wie ein raschfliehender Wolkenschatten gewesen, die fremde Dame hatte es jedoch bemerkt. Sie wandte sich sogleich theilnehmend an ihren Begleiter und fragte ihn mit leiser Stimme:

„Hast Du den ergreifenden Ausdruck im Gesicht der jungen Nonne wahrgenommen?“

„„Es war das Traurigste, was ich je gesehn; dennoch sprach sie den Schwur, der ihre Entsagung von der Welt besiegelte, mit fester Stimme. Wie gut, daß man Dich damals, Deiner zu großen Jugend wegen, mit einem solchen Gelübde verschonte!““ — antwortete der Ritter mit einem zärtlichen Blick, der durch ein Lächeln erwiedert wurde.

Als die beiden Fremden, nach Beendigung der Ceremonie, die Kirche verlassen wollten, schritt eben ein Mann aus der Thür, dem alle Uebrigen ehrfurchtsvoll Platz machten und der augenscheinlich einem hohen gesellschaftlichen Range angehörte. Er sah niedergeschlagen aus und sprach in demselben Moment wo er vorbeiging zu seinem Begleiter:

„Ach, Kurt! ich wollte, ich hätte das nie erlebt, die holdeste Blume meines Hauses und so — “ die Entfernung verschlang das Folgende.

„„Es ist der Sachsenherzog!““ — flüsterte der Ritter seiner Dame zu.

„Wie!“ — fragte diese überrascht — „so ist gewiß jener Engel seine Nichte gewesen?“

„„Wahrscheinlich! Aber jetzt ist es Zeit, daß wir uns melden lassen.““

Damit traten sie aus der bereits leer gewordenen Kirche und beauftragten die Pförtnerin eine Unterredung von der Aebtissin zu erbitten.

Sie wurden in das Zimmer geführt, von dessen Fenster aus Mechtild den Leichenzug ihres Vaters mit angesehn hatte, und nicht lange darauf erschien die, welche sie suchten.

Als die beiden Frauen sich gegenüberstanden, hätte auch der Unbefangenste sogleich die sprechende Aehnlichkeit, die sie untereinander verband, erkennen können, und es war merkwürdig zu sehen, wie sich in ihrem Antlitz die daraus entspringende Ueberraschung abspiegelte.

Die Fremde, eine Frau von fünf und dreißig Jahren ungefähr, hatte dieselben Gesichtszüge und Augen, dieselbe Stirn wie die Aebtissin; nur die Nase und das Kinn waren von viel weicherer Form und dies veränderte, ohne der Aehnlichkeit zu schaden, doch den Charakter ihrer Physiognomie ganz und gar; so daß bei der Einen sanftes Schmachten sich zeigte, wo man

bei der Andern nur abgeschlossene, strenge Begränzung finden konnte.

Die Aebtissin war bald wieder gefaßt und fragte kurz:

„Was wünscht Ihr von mir?“

„„O,““ — sagte die Fremde mit unverkennbarer Rührung, indem sie sich auf die Kniee niederließ — kennt Ihr mich denn nicht, kennt Ihr Euer Kind nicht mehr? Es liegt vor Euch und bittet um Euern Seegen!““

„Wie mögt Ihr nur fragen? ich kenne nichts von dem, was in der Welt lebt und will nichts kennen!“

„„Aber Dein Kind doch, Mutter! Deine Tochter Hodica!““

„Eine Nonne hat keine Tochter!“

„„Laßt mich so nicht von Euch gehen, sprecht anders zu mir. Lange Jahre hab' ich nach Euch geforscht, lange Jahre nach einem Wort aus Eurem Munde geschmachtet!““

„Hochwürdigste Frau!“ — rief nun auch der Ritter und knieete gleichfalls nieder — „Gebt unseren Bitten Gehör, segnet unsere Ehe!“

„Ich werde den Heiland anflehen,“ — antwortete die Ursulinerin — „daß er Euch mit dem wahren Lichte erleuchte und dem Frieden eines Klosters zuführe. Eine Ehe aber ist ein unheiliges Werk und ich kann sie nicht segnen.“

Damit schritt sie zur Thür, wandte sich noch einmal um und sprach in einem Ton, der weniger kalt als der frühere klang: „Lebt wohl!"

„„O, Mutter!"" — rief die in Thränen ausbrechende Hodica, aber die Thür hatte sich schon hinter der Aebtissin geschlossen.

„Ist es möglich!" — sagte der Ritter — „kann die Religion der Liebe, die Du mir lehrtest, diese Härte gutheißen und das Zerreißen der natürlichsten Bande heiligen? Solche Kälte, solche Gefühllosigkeit und, — eine Mutter!"

„„Tadle sie nicht, Horich, es ist eine falsch-verstandene Frömmigkeit. Wenn mich ihr Wort auch schmerzt, es verwandelt mich nicht. Ich gehöre Dir, an Deiner Seite bleibt mein Platz!""

„Mein Weib!"

Und die beiden Gatten sanken sich in die gegeneinander ausgebreiteten Arme.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Haus des Hundeführers.

Es war ein dunkler Abend. Graue Wolken bedeckten den Horizont mit dichtem Schleier,

und nur zuweilen, wenn der Wind ihren wallenden Vorhang zertheilte, verbreitete sich ein spärliches Licht über die bewaldeten Borde der Trawe, an deren Westseite sich ein großes, altes Gebäude, das Jagdschloß Mistiwoi's, in ungewissen und düstern Umrisse erhob.

In mäßiger Entfernung davon, auf demselben Ufer, in der Mitte eines eingehegten Platzes, dessen Grenze das Wasser bildete, stand eine Art Diensthaus, eine Hütte, die nichts weiter, als etliche Schlafkammern, und anstatt des Hauptgemaches eine geräumige Küche enthielt, auf deren Heerd ein hellflackerndes Feuer brannte.

Es war die Wohnung des Hundewärters.

Der Schein der Flamme warf durch die offenstehende Thür einen Lichtstreif auf die unruhigen, schwarzen Wogen des Flusses, welche, in der Nähe des Ufers mit weißem Schaum überrollt, an dem rauschenden Schilfe dahinschossen, aus dessen Geröhricht der dumpfe und traurige Ton einer Schaar von Unken emporstieg.

Der Hundewärter, einer der angesehensten Hausbedienten des Fürsten, beendete eben seine Arbeit, die darin bestand, Lederkoppeln für die ihm untergebenen Thiere zu verfertigen, und, indem er die nöthigen Vorbereitungen traf, das Haus zu verlassen, rief er laut:

„He! Rastnick, Rastnick! suche das Geräth zusammen und lege es zurecht; für heute wollen wir mit der Arbeit aufhören:“

Ein etwa dreizehnjähriger, munterer Knabe sprang sogleich herbei und vollführte mit Lust und Leichtigkeit den Auftrag, der ihm geworden.

„„Wie, Du willst weggehn?““ — fragte unterdessen die Frau des Hundeführers — „„O, bleibe hier! ich ängstige mich seit einiger Zeit immer so sehr, wenn Du des Abends fort bist.““

„Ich muß auf das Schloß, Hilka! Ratibor, Tugumir's Sohn, ist so frech gewesen, bei der vorigen Jagd mir und meinen Hunden Obdach zu versagen; er besteht darauf, daß nur die Bauern, aber nicht die Edlen, zu solchen Diensten gezwungen werden könnten. Der Fürst hält ihn deshalb seit einigen Tagen in Gefangenschaft, und ich soll nun bei dem Verhöre gegenwärtig sein, um durch meine Aussage den Grad seiner Schuld festzustellen. — Diese Edlen nehmen sich von Tag zu Tage mehr heraus und stecken das andre Volk mit an, welches auch schon aufrührerisch wird.“

„„Ja, Rupert! aber haben sie wohl so ganz Unrecht? die Abgaben sind für den gemeinen Mann beinahe unerschwinglich; auch der Sachsenherzog fordert wieder Tribut, und wenn sie nun noch dazu sehn, daß ihnen alle ihre An-

strengungen nichts geholfen haben; daß der Fürst die Fremden, die erst durch ihn vertrieben wurden, beschützt und das verhaßte Christenthum wieder einführt, — sollen sie da nicht unwillig werden?""

„Das ist wahr, sie haben Grund genug. Aber warum sagt ihm denn keiner geradezu, worin er fehlt? Sie wissen gar nicht, wie unterwürfig sie sich in seiner Gegenwart benehmen wollen und zeigen sich nachher doch als die hartnäckigsten und trotzigsten Schufte, die es nur giebt. Es sind zwar Deine Landsleute, Hilka, aber, nimm mir's nicht übel, ich kann unmöglich ein Volk achten, das zu gleicher Zeit so hochmüthig, widerspenstig und kriechend ist. Mistiwoi hat Besseres gesehn; er verachtet sie Alle, und sie fürchten ihn wie den Teufel."

„„Sage das nicht. Wenn er es noch länger so forttreibt wie bis jetzt, dann nimmt es kein gutes Ende.""

„Wie so, hast Du etwas erfahren?"

„„Rastnick mag Dir es erzählen.""

„Nun Bursche, was weißt Du denn?"

Der Knabe sah den Fragenden bedeutungsvoll an, machte hinter dem Rücken seiner Mutter ein Zeichen mit der Hand und der Hundeführer, der seine Absicht begriff, ging mit ihm hinaus.

Als Rastnick die Thür geschlossen hatte, sprach er im flüsterndem Tone:

„„Ich mochte Dir drinn nicht alles sagen, denn sie würde sich zu sehr ängstigen, wenn sie wüßte, daß ich ihn wieder gesehen habe.““

„Ihn! wen denn?“

„„Nun, den Mann, der unseren Bären erwürgt hat, den Freund des garstigen Zwerges, der mich immer schlug.““

„Was, Du meinst doch nicht den Bolibut?“

„„Richtig! ja, Bolibut! so nannte ihn Gozzomiz, als er mit ihm sprach. Sie sagten, sie würden es uns jetzt schon eintränken, was wir an ihnen gethan.““

„Sagten sie Dir das?“

„„Nein, sie wußten gar nicht, daß ich ihr Gespräch mit anhörte. Ich lag hinter einem Busch versteckt, in den unser Dietrich, der Schweißhund, gekrochen war. Das Thier hatte sich von der Kette gerissen und ich mußte es eine Meile weit bis zu dem Dorfe Wizzin verfolgen, bevor ich es in dem Strauch da wieder fing.““

„Rastnick, das ist unmöglich! Bolibut kann es nicht gewesen sein.“

„„Er war es aber doch. Gozzomiz ließ sich ja noch von ihm seine Flucht aus Gnesen erzählen, die er dadurch bewerkstelligt hat, daß er in der zweiten Nacht seines Gewahrsam's die

Stricke zernagte mit welchen die Deutschen ihn fesseln wollten.""

„Verflucht! so ist es wahr! Was geschah weiter?"

„„Nun, nachdem die Beide sich auf diese Weise so eine Weile unterhalten hatten, kam ein anderer Mann dazu, der ihnen sagte, daß er Dich schon seit lange kenne, und daß Du ein dem Zuarasisi verfallener Verbrecher seiest.""

„Wie! und das hast Du Deiner Mutter gesagt?"

„„Bewahre! darum rief ich Dich ja eben heraus. Sie weiß nur das Andere.""

„Giebt es noch mehr?"

„„O freilich! jetzt kommt erst das Aergste. Denn, als Gozzomiz und Bolibut über das, was der Mann sprach sehr gejubelt und sich gefreut hatten, erschienen Skorrag, Tugumir und alle Männer von Wizzin. Skorrag stellte sich unter den großen Baum, von dem sie sagen, daß er heilig sei, und hielt eine lange Rede. Zuletzt meinte er, daß man Dich und alle Christen tödten müsse und den Fürsten auch, und daß dies der Wille des ganzen Volks wäre. Denn der Fürst sei ein heimlicher Christ, ein Heuchler und ein niederträchtiger Tyrann, und Alles das habe er schon damals gesagt, als Mistiwoi vom Wahn-

sinn wieder verlassen worden wäre, sie hätten aber nicht auf ihn hören wollen.

Es wurde noch vielerlei gesprochen und endlich stimmten alle Versammelten darin überein, daß die erste Maaßregel in's Werk gesetzt, der Fürst aber nur vertrieben werden sollte. Die Wizziner gingen nun wieder fort. Darauf sagte der Priester, daß die Bauern dumme Thiere seien, und daß sie allein den Fürsten erschlagen könnten, was die Andern, nämlich Tugumir, Gozzomiz und Bolibut auch sehr günstig aufnahmen.""

„Und dann?"

„„Dann entfernten sie sich so weit von mir, daß ich nichts mehr verstehen konnte, denn meinen Versteck wagte ich doch nicht zu verlassen.""

„Es ist gut, Rastnick; geh wieder hinein und sieh' auf das Haus bis ich zurückkomme."

Damit ging der Hundeführer seines Weges und stand bald in der Halle des Schlosses dem verklagten Pan gegenüber.

Ratibor, dem die Wuth über die angethane Schmach deutlich auf der Stirn zu lesen war, empfing ihn mit allen Zeichen des Hasses und der Verachtung. Er warf ihm aus seinen kleinen, schwarzen Augen zornige Blicke zu, schüttelte wegwerfend den dicken Kopf, welcher dem eines Stiers an Stärke wenig nachgab, und schob

seine breite Figur in eine andere Ecke des Gemaches, wie wenn er sich durch die Nähe seines Feindes nicht verunreinigen wollte.

Beide mußten sogleich vor dem Fürsten erscheinen.

Mistiwoi war jetzt nicht mehr der glänzend schöne Jüngling und geliebte Herrscher; er war der stolze Mann und gefürchtete Gebieter. Seinen Zügen hatte sich in Folge des Wahnsinns ein so bleibend finsterer Ausdruck aufgeprägt, daß selbst der bewegliche, sprühende Glanz seines Auges zu einem bohrenden Starrblick sich verfestete, und die zusammengezogenen Brauen von der Natur zu dieser Lage bestimmt zu sein schienen. Heut war er besonders finster; wozu wohl die eben empfangene Nachricht viel beitragen mochte, daß Herzog Bernhard mit einem Heere gegen ihn heranzöge.

„Ratibor!" — so fing er an — „seit wann ist es denn Sitte geworden, daß meine Unterthanen meine Diener nicht mehr aufnehmen wollen? Sprich doch, ich bitte Dich!"

„„Seit Du Verbrechern und Geächteten Aemter verleihst."" — antwortete der trotzige Pan, ohne jedoch den Fragenden, dessen Blick er scheute, dabei anzusehn.

„Was soll das heißen?"

„„Es soll heißen, daß dieser Mann, der

mich anklagt, vor zehn Jahren in Plön das Leben verwirkt hat und dem Tempel entsprungen ist!""

„Rupert, was sagst Du dazu?"

„„Ich kann's nicht leugnen. Ich hatte auf Befehl des Bischofs Folcquard den Zoll umgangen und dafür wollte man mich einem wendischen Götzen opfern!"" — sprach der Hundewärter ruhig.

„Gut, Ratibor! der Bursche verdient Züchtigung, aber das hilft Dir nichts, darum hättest Du ihn doch beherbergen müssen."

„„Wie, ich sollte so gegen alles Recht und alle Sitte handeln? das kannst Du, das darfst Du nicht begehren. Wer den Göttern verfallen ist, wird von den Menschen ausgestoßen, und deshalb fordert auch das Volk diesen Verbrecher; er muß den Tod leiden; er und der Sachsenpriester. Wir wollen es!""

„Ihr wollt es! wer wagt, zu mir zu sagen: ich will! Denkt Ihr, ich lasse mich schrecken? Meint Ihr, ich weiß es nicht, daß Ihr die beiden Männer haßt, weil es Christen und meine treuen Diener sind? aber Euch zum Trotz sollen sie bei mir bleiben, und all' Eure Götter sollen Den nicht schützen, der sie anrührt. Rupert mag sich durch Gold von seiner That lösen, und dann wollen wir sehn, ob Du ihm noch länger ver-

sagst, was er in meinem Dienste von Dir verlangt."

„„Bisher hatten die burggesessenen Edlen solche Verpflichtung nicht.""

„Was kümmern mich Eure Rangunterschiede, der Erste von Euch ist eben so schlecht wie der Letzte, Ihr seid alle meine Sclaven, und damit gut."

„„Damals sprachst Du anders, als wir Dir beistanden in Deiner Rache!""

„Schlimm genug, daß Ihr das gethan habt, ich hasse Euch dafür. Meine Rache! wen hat sie getroffen, und was hat sie weiter bewirkt, als daß Ihr Eure schmutzige Raublust und Zerstörungswuth befriedigt habt. Laß' mich solch' Wort nicht wieder hören, Du möchtest es sonst bereuen. Jetzt kannst Du gehen und ich rathe Dir, die Ställe für meine Hunde zur nächsten Jagd bereit zu halten!"

Der Pan, der an dem Tone der Stimme den Grad seines Zorns abnahm, wagte nicht mehr dem Fürsten zu widersprechen. Er bückte sich bis auf den Boden und verließ mit eilenden Schritten das Gemach und den Schloßraum.

„Warte hier!" — sagte Mistiwoi auf eine Art, die jede fernere Eröffnung abschnitt, zu dem Hundeführer und entfernte sich gleichfalls.

Um sich die Zeit zu vertreiben steckte Rupert

den Kopf aus dem Fenster und sprach mit sich selbst. Hm! sagte er, Hilka scheint doch Recht zu haben, daß die Herrlichkeit hier nicht mehr lange dauern wird. So viel wie Ratibor hat sich noch keiner im Gespräch mit dem Fürsten herausgenommen; ich werde den Kerl an die Kette legen müssen; sein vierkantiger Kopf und sein tückischer Blick sind ganz geeignet ihn zum Kaiser aller Bullenbeißer zu machen. Wenn ich dem Fürsten erzähle, was mir Rastnick hinterbracht hat, dann will ich ihm diese Anordnung vorschlagen. Es ließen sich vielleicht noch mehr Leute auffinden, die sich zu solcher Stelle qualificiren: da wäre zum Beispiel dieser Gozzomiz — kein besserer Spürhund als der; oder der Bolibut — ein trefflicher Saupacker und Skorrag, der lange dünne Kerl mit der spitzigen Nase und den grünen Augen, die so dicht zusammen sitzen, daß es aussieht, als wäre es nur ein einziges — kann man sich einen prächtigern Jagdhund denken? Ein herrlicher Stall voll, bei Gott! Ha wie sie sich beißen! Der Spürhund Gozzomiz erschnüffelt das Mittagsbrod des Bullenbeißers Ratibor, der Bullenbeißer Ratibor stürzt sich auf den Jagdhund Skorrag, der Jagdhund Skorrag greift den Saupacker Bolibut an, der Saupacker Bolibut fällt wieder über den Spürhund her, und um den Witz vollständig zu machen, hetze ich dann

den Bluthund Dietrich unter die Bestien; es entsteht ein Höllenlärm; ich komme mit der Peitsche — aber was ist das? ich glaube sie bellen schon — wahrhaftig! wenn mich das Ohr in dieser Ferne nicht täuscht, so sind alle meine Hunde in Aufruhr. Horch! —

Rupert hatte nicht Zeit, seine Beobachtungen weiter fortzusetzen, denn der Fürst rief ihn ab.

Es war Mistiwoi's Gewohnheit, an dunkeln Abenden, oder wenn sonst das Wetter mit seiner Gemüthslage sympathisirte, sich ohne weitere Begleitung von dem Hundeführer, dessen Geschicklichkeit ihm bekannt sein mußte, auf dem Wasser herumrudern zu lassen. Dasselbe sollte auch heut geschehen.

Der Nachen war bald von der Kette gelös't, Rupert legte zwei Speere hinein und erwartete den Gebieter. Zu seiner Verwunderung erschien diesmal Mistiwoi an der Hand Oda's; mehrere Diener welche Fackeln trugen, die in die Erde gesteckt wurden, begleiteten sie bis an das Ufer.

Die Fürstin war ganz weiß gekleidet und aus ihrem raschen Gange und feurigem Auge sprach die Energie ihres Characters, welche so lange unangewendet in ihr geschlummert hatte, jetzt aber, bei der ihrem Gatten drohenden Gefahr, die sie sehr gut erkannte, sich Bahn brach.

Sie war entschlossen, den tiefen Riß zwischen dem Volke und seinem Fürsten gegen diesen zur Sprache zu bringen, um wo möglich das Mißverhältniß abzustellen, und hatte deshalb von Mistiwoi die Mitfahrt begehrt, wohl wissend, welchen Einfluß solche Stunden auf sein Gemüth zu üben pflegten.

Mistiwoi legte sich auf den Boden des Kahns nieder, Oda setzte sich an seine Seite, Rupert, der am Hintertheil des Bootes mit dem Ruder bereit stand, stieß ab und, von seiner starken Hand getrieben, schoß der Nachen schnell bis in die Mitte des Flusses.

Das Fackellicht, auf die mit bunter, herbstlicher Färbung geschmückten Blätterteppiche des andern Ufers fallend, brachte eine wundervolle Wirkung hervor und erschuf aus seinen magischen Tinten eine Menge abentheuerlicher und grotesker Gestalten. Die Baumstämme, durch die plötzliche Helle von der Waldnacht losgelöst, traten unter den verschiedensten und seltsamsten Formen heraus und bildeten so die Karyatiden des darüber gewölbten luftigen und phantastischen Laubpalastes.

Der rothe Lichtschein tauchte sich, ein glänzend Bild, in den Schooß der schwarzen Woge, zitterte in unregelmäßigen Schwingungen auf der bewegten Oberfläche des Wassers und zog als ein langer Feuerstreifen den Schiffenden nach.

Er wurde schwächer und immer schwächer; es war nur noch ein heller purpurner Punkt, und gerade als das Boot in einen, von herüberragenden Baumzweigen gebildeten, Saal einfuhr erlosch er ganz.

Es war still und finster. Man vernahm nur das Eintauchen des Ruders oder das Rieseln der Wellen, welche der Kahn mit seinem Bug zertheilte und das Auge konnte nichts unterscheiden, als den rollenden weißen Schaum auf dem dunkeln Flußbett oder zuweilen an einer lichtern Stelle die ungewissen Umrisse der schräg aus dem Ufer hervorgeschossenen uralten Eschen.

„„Eine dichte Finsterniß!““ — sagte jetzt Oda, deren Blick so lange schweigend an dem wechselnden, zauberhaften Schauspiel gehangen hatte.

„Die alte Herrscherinn Nacht hat das Licht verschlungen“ — antwortete Mistiwoi mit schwermüthigem Ton — „in ihren Schooß, aus dem es geboren, muß Alles zurückgehn; das glänzendste Gestirn, der sonnigste Tag, sie versinken endlich und keine Spur bleibt uns von ihnen.“

„„Ja, aber sie kehren wieder, um uns mit desto leuchtenderem Glanze zu erfreuen.““

„Nichts kehrt wieder. Die morgende Sonne ist nicht mehr die von heut, sie ist eine neue, denn sie prägt ein anderes Bild in unserer Seele

aus; was sie bescheint hat sich verändert, wir selbst sind uns nicht gleich geblieben und die Nacht hat Alles umgewandelt."

„„Aber an dem, dessen Busen ein mächtiges Gefühl hegt, ein Gefühl, dem die andern Herzensregungen als Sclaven dienen müssen, wird dieser Wechsel unbeklagt vorübergehen.""

„Ein Gefühl! ja, ein Gefühl mag freilich bleiben; aber nur als Zeichen der Erinnerung an die Vergangenheit; wie uns die Waffen in den alten Grabeshügeln, von einem Volke sagen, das dies Land bewohnte, während sein Name längst in Vergessenheit versank. O! und dies Gefühl erhellt auch nur mit einem schwachen Lichtschimmer den Pfad des vom Geschick Begünstigten, indessen es die Seele des Verrathenen mit der dichtesten Finsterniß umhüllt. Das Glück ist die Dämmerung eines ersehnten Tages und das Unglück ist die Nacht desselben."

„„Wie düster! mein Mistiwoi, hat der Sturm Deines Busens immer noch nicht ausgetobt? Glaube mir, das Glück ist strahlend genug, um es dem hellsten Tag vergleichen zu können, wenn Du seinem Lichte nur nachgehen wolltest. Tausende sehn auf Dich und beneiden den Platz auf welchem Du stehst. Gilt es Dir nichts, der Gebieter, der Wohlthäter so Vieler

zu sein, gelten wir, gilt Dein Volk Dir denn gar nichts?""

„Mein Volk! eine trotzige, bettlerische Horde — Wenden!"

„„Und was bist Du? — ein wendischer Fürst! also noch mehr Wende als jeder Andere in Deinem Volke!""

„Ja, leider! ich wäre lieber der geringste deutsche Ritter!"

„„Wie! Du bist ein freier Fürst, ein Gott in Deinem Lande, wenn Du willst, und diese Stellung könntest Du aufgeben um ein Vasall zu sein, ein Dienstmann?""

„Du täuchest Dich, Oda, ich bin nicht frei, sondern ein ärgerer Sclave, als meine Bauern. Von der einen Seite, die unaufhörlich Tribut fordernden Sachsen, von der andern, mein hartnäckiges Volk, das sich durchaus nicht zu dem Besseren bequemen will — ist meine Stellung ein Fluch der auf mir lastet. Du glaubst, weil wir einmal gesiegt haben, dürften wir uns für die Ueberwinder halten, aber Du würdest anders sprechen, wenn Du die Macht der Deutschen kennen gelernt hättest, wie ich. Jetzt bedrohen sie uns wieder, ich weiß nicht, ob ich das Schwert ziehe; nutzlos ist es gewiß."

„„Nun wohl! aber da das Geschick Dir einmal diesen Platz angewiesen hat, so sorge auf

andere Weise für Dein Volk; hoffe, handle, und Du wirst endlich dennoch Ruhe und Zufriedenheit erringen.""

„Du weißt nicht, was Du verlangst! Meine Bahn ist die eines Meteor's und sie wird enden wie diese — im Dunkeln!"

Nach diesen mit traurigem Tone gesprochenen Worten Mistiwoi's schwiegen Beide und überließen sich ihren Gedanken. Rupert zog das Ruder ein und der Kahn trieb still den Strom hinab.

Zu derselben Zeit, als der Hundeführer sein Haus verließ, trafen bei dem heiligen, der allwaltenden Naturgöttin Siwa geweihetem, Baume Skorrag und dessen Diener Gozzomiz mit dem Pan Tugumir zusammen.

„„Ihr laßt lange auf Euch warten"" — rief der Letzte, als er die Nähe der Beiden bemerkte — „„ich stehe schon seit einer halben Stunde hier und harre Eurer.""

„Seid nicht böse darüber" — antwortete der Priester — „ich bringe Euch dafür gute Nachrichten. Ich habe die Abgeordneten, mit denen wir unterhandeln, endlich vermocht, daß sie dem Fürsten sein Unrecht vorhalten und zwar heut noch; was bei der ungeheuren Verehrung, die unser Volk nun einmal für den bewahrt,

der gerade herrscht, keine kleine Arbeit war. Sie bestehen indeß darauf, daß jeder Schein von Gewalt gegen die Person ihres Herrn vermieden werde und haben aus diesem Grunde alle Boote von dem diesseitigen Ufer entfernen lassen, welches sie dem Schlosse gegenüber, gleichsam nur als Zeugen der Unterredung, besetzen wollen, während wir und einige von ihnen dem Fürsten ihre Meinung sagen und die Christen fordern. Gozzomiz hat sie jedoch beredet, erst die Wohnung des Hundewärters zu überfallen und diesen zu bestrafen. Sie sind auf dem Wege dahin und wir müssen uns beeilen, wenn wir noch vor ihnen eintreffen wollen."

„„Wie!““ — sagte Tugumir — „„das nennt Ihr gute Nachrichten? Wenn Mistiwoi nur im Geringsten nachgiebt, so läßt sich das Volk am Ende wieder besänftigen, und wir haben dann später die Folgen zu tragen. Nein! mich kann nichts befriedigen, als der Tod dieses Tyrannen, der uns alle wie schlechte Bauern behandelt, und sogar meinen Sohn einsperrt, weil er den verfluchten Sachsen mit seinen Hunden nicht aufnehmen will. Ha, wenn ich wüßte, daß Ratibor irgend eine Schmach zu leiden hätte, so —““

„Beruhigt Euch" — fiel der Priester dem Zürnenden in's Wort — „Seht Ihr denn nicht

ein, daß es besser ist, wenn wir unsere Ueberein=stimmung mit den vorgeschlagenen Maßregeln er=klären, als wenn wir das Volk über unsere Absichten Verdacht schöpfen lassen? Vom Nach=geben kann bei Mistiwoi's Character gar nicht die Rede sein, das thut er ganz gewiß nicht. Wenn sich das Volk erst durch den Tod des Sachsen erhitzt hat und Er ihm dann mit seiner gewohnten Verachtung begegnet, so stehe ich Euch dafür, daß wir unseren Zweck erreichen. Was nun Euren Ratibor betrifft, da kann ich Euch die Versicherung geben, daß ihm bis heut noch nichts geschehen ist: ein Morgen aber soll, wenn uns die Götter gnädig sind, dem Tyrannen nicht bleiben. Deshalb könnt ihr mit dem Stande unserer Sachen ganz zufrieden sein. Macht jetzt nur und kommt, daß wir die Zeit nicht versäu=men."

Tugumir, der diesen Gründen nichts ent=gegensetzen konnte, folgte der Aufforderung Skor=rag's, und von dem Zwerge begleitet schritten sie eilig der Stelle des Ufers zu, welche dem Hause des Hundeführers gegenüber lag und wohin wir ihnen voraneilen.

Als Rastnick wieder zu seiner Mutter ein=getreten war, rief sie ihn an ihren Sitz, strich ihm mit der Hand über das Gesicht, küßte ihn und bat ihn, sich bei ihr niederzulassen. Der

Knabe erfüllte zwar gehorsam ihr Gebot, zeigte sich jedoch bei den Beweisen der Zärtlichkeit, mit welchen seine Erzeugerin ihn überhäufte, ziemlich ungeduldig, da ihn dieselben, gegen seine Natur, zum Sillsitzen zwangen.

Hilka, die ihren Sohn unsäglich liebte, glaubte, daß er in der Unterredung, deren Resultat vor ihr verborgen worden, einen geheimen, vielleicht mit Gefahr verbundenen Auftrag erhalten habe und wollte dies zu erforschen suchen. Da sie indessen wußte, daß der Knabe seinem vermeintlichen Vater sehr ergeben war und ihn wissentlich nie verrathen würde, so ging sie dabei mit großer Vorsicht zu Werke. Sie sprach mit ihm von seinen Spielen und den Leckerbissen, die sie für ihn bereitet hätte, und erst dann, als sie ihn ganz zutrauensvoll gemacht zu haben dachte, begann sie ihrem Ziele allmählig näher zu rücken.

Das unruhige Wesen Rastnicks verhinderte jedoch eine lange Zeit hindurch ihre Bemühungen. Er sprang oft auf, lief umher, machte sich hier und da zu schaffen und kehrte immer nur nach erneuerter Aufforderung zu seinem Platze zurück. Endlich verließ er diesen nicht mehr, legte seinen Kopf in den mütterlichen Schooß, antwortete seltener und gab überhaupt durch verschiedene Anzeichen zu erkennen, daß er anfinge schläfrig zu werden.

Diesen Moment hatte Hilka erwartet.

„Nun mein Sohn" — sagte sie, jetzt gerade auf ihr Ziel losgehend — „ermuntere Dich, Du möchtest sonst den Dienst nicht gut verrichten, den Dir der Vater aufgetragen hat."

„„O!"" — antwortete Rastnick indem er die Augen zumachte — „„ich werde das Haus schon bewachen.""

Aus diesen Worten zog Hilka den Schluß, daß Rupert einen Besuch fürchte, welcher kein anderer, als der des Zwerges sein konnte. Sie sagte daher:

„Es ist auch keine so große Aufmerksamkeit erforderlich. Der häßliche Gozzomiz soll uns hier nicht hereinkommen, das Scheusal mit, mit — "

„„Seinem Freunde."" — setzt der Knabe unbewußt hinzu.

Sein Freund! denkt Hilka, also der ist es eigentlich, welchen Rupert fürchtet!

„Aber" — fragt sie — „was wollten wir ihnen denn thun, wenn sie nun doch kämen?"

„„Ich würde sie, wenn ich könnte, ebenso erwürgen wie, wie — ""

„Ei, wie denn?"

„„Nun, wie sie unseren Bären erwürgt haben."" — stammelt Rastnick, den die Müdigkeit die letzte Vorsicht vergessen läßt.

Hilfa schaudert bei dieser Entdeckung zusammen und umschließt mit beiden Händen das Haupt ihres Knaben, welcher noch ein paar tiefe Athemzüge thut und dann in einen festen Schlaf fällt. Sie bleibt unbeweglich an ihrem Platz und horcht zitternd auf jedes Geräusch.

Das Klatschen der Wellen auf dem Ufersand, das Säuseln des Windes durch die Blätter der Bäume, der ferne Schrei eines Vogels, das düstre Gestöhn im rauschenden Schilfe draußen; das Picken des Holzwurms und das Knistern der Asche drinnen, vereint mit all den unerklärbaren, mannigfachen Stimmen der Nacht, flößen dem besorgten Weibe nach und nach eine unaussprechliche Furcht ein.

Sie hält ihre Augen mit wachsender Angst immerfort auf den dunkeln Raum zwischen den Thürpfosten geheftet, und, so sehr sie sich auch bemüht, sie vermag den Blick nicht davon abzuwenden.

Plötzlich schlägt ein Hund an.

Er verstummt wieder und es herrscht einen Augenblick die tiefste Stille.

Auf einmal ertönt von allen Seiten ein heftiges Gebell, das nicht enden zu wollen scheint und zuletzt in ein wüthendes Geheul übergeht.

Vor der Thür bewegt sich etwas — eine menschliche Gestalt — es ist Bolibut!

„Ei!“ — sagt er, indem er eintritt — „so allein, mein Liebchen? das ist schön, da können wir uns ja ungestört sprechen.“

Hilka antwortet nur durch einen Laut, den ihr das tiefste Entsetzen auspreßt, und bemüht sich, mit ihren zitternden Händen den Körper Rastnicks zu verdecken.

„Ich sehe“ — beginnt Bolibut von Neuem — „daß ich willkommen bin, und in der That, Dein Verstand ist zu loben, denn ich befinde mich wirklich hier, um Dich mit zu nehmen und nie wieder von meiner Seite zu lassen. Wir waren ja immer so gute Freunde und stimmten in allen Stücken überein, zum Beispiel in der Liebe zu Deinem Kinde. Was macht denn der süße Kleine?“

Damit tritt er bis auf einen Schritt nahe, als wenn er den Knaben berühren will, Hilka macht eine abwehrende Bewegung und biegt sich seitwärts, um sich und ihren Sohn ihm zu entziehen.

„O, Du winkst mir?“ — fragt Bolibut, und sein Gesicht verzieht sich zu einem spöttischen Grinsen — „Du willst mir gewiß durch das Kundgeben Deiner Leidenschaft alle die Opfer versüßen, die ich Dir gebracht habe: erstens,

mein Amt in der Brennaburg, zweitens, meine anderen Liebschaften, und drittens, meinen Freund Gozzomiz, dem ich noch vor einer Stunde vorlog, daß ich Dich in seine Arme führen würde. Nun so mach' nur und folge mir."

Bei diesen Worten streckt er wieder die Hand nach ihr aus.

Hilka schreit auf und ruft in der höchsten Angst:

„„Rupert! zu Hülfe, Rupert!""

„Sei unbesorgt!" — sagt Bolibut mit höhnischem Tone — „ich werde Dich von dem Verhaßten befreien, wenn wir nur erst in Sicherheit sind. Aber zögere nun nicht länger, komm, oder mein Messer — "

Noch während er spricht, ergreift er sie beim Arm und reißt sie zu sich heran. Der Kopf Rastnick's fällt durch diese plötzliche Bewegung so stark auf die Erde, daß der Erwachende einen warmen Blutstrom über sein Gesicht rinnen fühlt und einige Augenblicke liegen bleiben muß, um sich zu erholen.

Die Mutter des Knaben, durch diesen Anblick zur Verzweiflung getrieben, vertheidigt sich wüthend mit Nägeln und Zähnen gegen den Angreifer, der sie bei seinen überlegenen Kräften nach und nach bis an die Thür zerrt.

Als sie dieselbe fast erreicht haben, und

Hilka's Widerstand schon ohnmächtiger zu werden beginnt, erhebt sich plötzlich Rastnick vom Boden, stürzt am ihnen vorüber und gewinnt glücklich das Freie.

Eine Minute darauf, zeigt er sich wieder, den Bluthund Dietrich, ein furchtbares Thier, dessen Kette er in der Hand hält, an seiner Seite.

„Gieb meine Mutter frei, schändlicher Räuber!" — ruft er — „oder ich hetze den Hund auf Dich!"

Das Thier knurrt zornig, reißt an seiner Kette und will vorwärts; Bolibut erschrickt, läßt sogleich los und zieht sich vorsichtig in eine Ecke zurück. Hilka fällt erschöpft auf ihren Stuhl und Rastnick beobachtet aufmerksam alle Bewegungen seines Feindes, indem er das Thier noch immer festhält.

So vergeht einige Zeit, in der Niemand etwas zu thun wagt. Bolibut fürchtet den Kampf mit der starken Bestie, und der Knabe will das einzige Mittel, seinen Gegner zu schrecken nicht auf das Spiel setzen; auch Hilka vermag in ihrer Angst nichts aufzufinden, das sie wirksamer schützt.

Endlich glaubt Rastnick ein Geräusch zu hören In der Hoffnung es könne Rupert sein, ruft er seiner Mutter zu:

„Fache das Feuer an, schnell, schnell!“

Hilka springt auf und wirft ein Bündel trocknes Reisig in die fast erloschenen Kohlen. Die Flamme lodert sogleich hell empor und leuchtet bis zum jenseitigen Ufer hinüber, auf dem sich zwei oder drei Gestalten, unter ihnen, wie Rastnick zu erkennen glaubt, der Zwerg, hin und her bewegen.

Sie erheben ein lautes Geschrei, welches Bolibut beantwortet, und schicken sich an über den Fluß zu setzen.

Der muthige Knabe verliert die Besinnung; er ergreift die Hand seiner Mutter um mit ihr aus der Hütte zu entfliehen; dabei läßt er die Kette fahren, der Hund stürzt auf sein Opfer los und es entspinnt sich ein furchtbarer Kampf.

In diesem Augenblick schiebt sich ein dunkler Gegenstand zwischen dem schon in der Thür stehenden Rastnick und die Männer auf dem andern Ufer: es ist das Vordertheil von Mistiwoi's Boot.

Dann erlischt das Feuer auf dem Heerde und man hört nur noch Bolibut's Stampfen und Schreien, welches bald in ein Angstgebrüll übergeht und die Töne, die das wüthende Thier im Dunkeln ausstößt.

Mistiwoi hat unterdessen diese unheimlichen

Klänge vernommen und dem Hundeführer geboten, den Kahn anzuhalten.

„Was geht in Deinem Hause vor?“ — fragt er erstaunt.

„„Ich weiß nicht,““ — antwortet Rupert ziemlich gleichmüthig — „„wahrscheinlich hält Dietrich einen Räuber fest, denn ich höre deutlich sein Knurren.““

„Steure hinüber, steure hinüber!“

Kaum hat Mistiwoi diesen Befehl ertheilt, als sich an der andern Seite des Flusses das gegeräuschvolle Murmeln erhebt, welches eine nahende oder versammelte Volksmenge zu verursachen pflegt, und eh' noch der Hundeführer dem Boot die nöthige Richtung gegeben, saust ein Speer durch die Luft, der Oda's Gewand streift und dann zischend in das Wasser niederfährt. Mistiwoi ergreift sogleich selbst das Ruder, wendet augenblicklich und treibt mit aller Gewalt den Kahn auf das Ufer zu, von dem der Wurf ausgeht.

Eine menschliche Figur wird vor dem Bug sichtbar: es ist Gozzomiz, der im Wasser stehend, die Waffe geschleudert hat. Der Nachen trifft ihn gerade vor der Brust, drückt ihn nieder und geht über seinen Körper fort.

Einen Moment nachher stößt das Boot auf

den Strand, und Mistiwoi, Oda und Rupert springen heraus.

„Wer geht da? Steht!“ — ruft der Erste.

„„Wendische Männer!““ — antwortet die Stimme Skorrag's.

„Was wollt Ihr? warum werft ihr Speere in meinen Kahn?“

„„Keiner von uns hat eine Waffe bei sich und wir wollen nichts als den Hundeführer, den sächsischen Verräther!““

„O, ich kenne Euch! So glaubt Ihr also Euren Zweck zu erreichen? Aber Ihr irrt Euch, Ihr bekommt ihn nicht!“

„„Es ist der Wille des ganzen Volk's, Du kannst nicht länger widerstreben! Gieb ihn heraus!““

Gieb ihn heraus! rufen hundert Stimmen, und die Menge drängt sich näher an den Fürsten.

„Nein! nun und nimmermehr sollt Ihr ihn haben. Denkt Ihr, daß ich mir von schmutzigen Sclaven etwas vorschreiben lasse?“

Jetzt erschallt die Stimme Tugumir's aus dem Haufen.

„„Ha!““ — ruft er — „„Ihr habt's gehört, wofür Euch dieser hochmüthige und wortbrüchige Tyrann ansieht. Er nennt Euch Sclaven, aber was ist er selbst weiter, als der Knecht der Sachsen, unserer Bedrücker, was

weiter, als ein Verräther seines eigenen Volks? Laßt ihn uns zu den habsüchtigen und falschen Christen peitschen, die er so sehr liebt; mag er die Brocken sammeln von den Tischen derer, die ihn wie einen Hund von sich gejagt haben! Es ist aus mit Dir! Trotze nicht auf Deine Burgen, sie sind alle in unseren Händen. Die Abgeordneten aus Plön, aus Ratzeburg, aus Zuarin, aus allen Städten befinden sich unter uns, um Dir den Gehorsam aufzukündigen und Dich Deiner Würde zu entsetzen. Gieb meinen Sohn frei, liefere uns den Sachsen aus, oder Du hast das Schlimmste zu befürchten!""

Nach dieser Rede Tugumir's entsteht ein wilder Tumult, Alles drängt vorwärts und schreit: „den Sachsen, den Sachsen!"

Mistiwoi will sprechen, aber Skorrag ruft dazwischen:

„„Hört ihn nicht, den Gottesverächter, Ihr ladet den Zorn Radegast's und Gerovit's auf Euer Haupt, wenn Ihr noch länger einen Christen über Euch herrschen laßt. Nieder mit dem Verfluchten!""

Dabei stürzt er, von der Menge gefolgt, heran, um sich der Person des Fürsten zu bemächtigen.

Oda, die schon lange diesen Ausgang befürchtet, und sich dicht zu ihrem Gatten hält, hat

diesen unterdessen bis an den Rand des Wassers gezogen, und es gelingt ihr, den vor Wuth und Aufregung Bebenden in den Kahn zu bringen. Von der Dunkelheit begünstigt, ergreift sie das Ruder und eben, als der Priester den Fuß auf den Rand des Bootes setzt, stößt sie ab.

Der zwar nicht breite, aber tiefe Fluß schützt sie vor der Verfolgung und sie entkommen glücklich.

Skorrag wendet sich um und redet die Menge noch einmal an.

„„Er ist entflohen, der niederträchtige Feigling““ — spricht er mit Verachtung — „„so gönnt ihm noch diese Nacht. Wir sind heut zu schwach um sein Schloß zu stürmen, aber wir wollen morgen bewaffnet zurückkehren und dann soll Er mit allen seinen Christen den beleidigten Göttern zum Opfer fallen. Laßt uns jetzt auseinandergehen, und wer ein echter Sohn unseres Volkes und Glaubens ist, erscheine bei der Strafe, die den Verräther als rächendes Exempel treffen wird. Kommt!““

Während der Haufe sich entfernt, sucht der Priester die Spur Tugumir's. Er findet ihn, wie er nach dem Hause des Hundeführers hinübersieht, wo in diesem Augenblick wieder ein helles Licht aufflammt, in dessen Schein man das Boot Mistiwoi's bemerkt, welches gerade anlandet.

„„Verdammt!““ — sagt Tugumir — „„da

sind sie drüben, so ist es uns doch nicht gelungen!""

„Ei! das schadet nichts. Laßt nur die Bauern nicht aus den Augen: morgen haben wir ihn gewiß! Aber ich sehe nur Zwei aussteigen, wo ist der Sachse?"

„„Ich weiß es nicht. Vielleicht hat er sich noch hier versteckt. Wir wollen einmal sehn.""

Bei diesem Gespräche sind Beide, um die Vorgänge am andern Ufer besser erkennen zu können, bis in den Fluß vorgetreten.

„Ha! was war das!" — ruft plötzlich Skorrag, der mit dem Fuß an etwas stößt — „Ich glaube, hier liegt ein menschlicher Körper. Kommt her Tugumir! helft mir ihn herausziehen. Es ist am Ende der Hundeführer selbst. So — noch einen Ruck — da, da liegt er trocken. Aber bei den Göttern, das ist der Zwerg!"

„„Es ist der Zwerg!"" — wiederholt Tugumir erstaunt, indem er den Leichnam befühlt — „„das Leben ist ganz erloschen und kein Athem mehr in ihm.""

„Wißt Ihr was, da er doch einmal todt ist, so wollen wir ihn wieder in's Wasser werfen, damit Niemand erfährt, wo er geblieben ist. Die Menge denkt sonst, der Wodny Muz hat ihn herabgezogen und wird stutzig, denn Ihr wißt

wohl, daß er eins unser hauptsächlichsten Werkzeuge war."

„„Der Rath ist gut, faßt an.""

Einen Moment schwebt der Leichnam in der Luft, seine Arme breiten sich aus, die Wellen rauschen hoch auf, daß die Tropfen den beiden Männern in's Gesicht spritzen, dann beruhigt sich die bewegte Wasserfläche wieder und Skorrag und Tugumir entfernen sich von der Stelle des Todes, indem sie sich bald von der Vergeblichkeit ihrer Bemühungen, den verschwundenen Hundeführer zu finden, überzeugen.

Dieser hat sich unterdessen gerettet.

Als die Menge in das Geschrei: der Sachse, der Sachse! ausbrach, hatte er sich still und entschlossen in den Fluß geworfen und schwimmend das jenseitige Ufer gewonnen.

Ueber das Schicksal Hilka's und Rastnick's, deren Flucht aus seinem Hause er gesehn, beunruhigt, hatte er dann sogleich begonnen sie aufzusuchen. Er fand sie in einem der Hundeställe wo sie sich zitternd versteckt hatten. Nach vielem Zureden gelang es ihm, sie in ihre Wohnung zurückzuführen, vor welcher Dietrich, als ein düstrer Wächter, der Wiederkunft seines Herrn harrte.

Rupert, der schon einmal den Sieg über den starken Bolibut davongetragen, diesen Geg-

ner also keineswegs fürchtete, schritt muthig hinein und fachte die Flamme auf dem Heerde wieder an. Sie schlug hell empor und ihr Schein war es, welcher die Landung Mistiwoi's und Oda's beleuchtete.

Ehe diese Beiden eintraten, erhob sich der Bluthund und lief vor ihnen her in die Küche. Er setzte sich in eine Ecke, fing an zu knurren und heftete seine glühenden Augen auf den Winkel am Heerde. Rupert bemerkte es, nahm einen Feuerbrand und ließ dessen Licht auf die dunkle Stelle fallen, um den Gegenstand der Unruhe des Hundes zu erkennen.

In diesem Moment überschritten Mistiwoi und Oda in Begleitung Hilka's und Rastnick's die Thürschwelle. Aller Blicke folgten der Richtung, die ihnen durch die Bewegung des Hundeführers gegeben wurde und sahen so zu gleicher Zeit eine über alle Beschreibung entsetzliche Scene.

In dem Winkel lag ein Leichnam, aber so grausam zugerichtet und besudelt, daß man kaum noch die menschliche Figur in ihm erkennen konnte.

Jedes Glied war zermalmt oder scheußlich verstümmelt; fast alles Fleisch hatte von den Knochen losgelassen und nur an einigen Stellen hingen zerrissene Stücke desselben um das gräßliche Gerippe herum. Den Boden bedeckte ein dunkler Blutstrom, und überall begegnete das

Auge den Spuren des gräßlichen Kampfes, welcher hier zwischen Mensch und Thier stattgefunden hatte.

Von den fünf Personen, die vor diesem grauenvollen Schauspiele standen, sprach Niemand ein Wort. Alle wandten sich schaudernd ab und verließen die Hütte, den Fürsten auf dem Wege nach dem Jagdschlosse folgend.

Hier warteten drei Boten auf denselben deren Berichte er zwar noch im Hofe, aber von seinen Begleitern abgewandt, entgegennahm. Sie schienen seinen Geist sehr hart zu treffen, denn nachdem er durch einen Wink die Ueberbringer verabschiedet hatte, verbarg er seufzend das Haupt in den Händen und blieb so eine Zeit lang stumm und in sich selbst versenkt stehen. Als er endlich die Sprache wieder fand, geschah es nur, um die einzige Frage an den Hundeführer zu richten

„Kannst Du ein Pferd satteln?“

Rupert bejahete.

„So zäume schnell und still die sieben besten Rosse, die Du findest. Ich werde gleich mit meinem Sohne und dem Caplan Elvico wieder hier sein.“

Nach diesem Befehle, dem er auf der Stelle gehorchte, hörte ihn der Hundeführer nur noch murmeln: Es ist aus, Alles aus; — dann sah er ihn die Treppe des Hauses emporsteigen, in dessen

verödeten Gängen seine Schritte traurig wider-
hallten.

„Wohin fliehen wir?“ — flüsterte Hilka ihrem Manne zu.

„„Wir,““ — antwortete Rupert — „„daß heißt, ich, Du und Rastnick, wir gehn zu meinen Brüdern.““

„Und Mistiwoi?“

„„Ich weiß es nicht. So viel ist gewiß, daß er hier nicht bleiben kann. Sieh' Dich nur um, die flammende Röthe dort im Osten kommt von der brennenden Burg Silkow, deren Castellan dem Fürsten immer am treusten gewesen ist. Es wird Zeit, daß wir uns aufmachen, sie können uns jeden Augenblick überfallen; vielleicht haben sie uns so schon den Weg abgeschnitten.““

Hilka schaute zurück. Eine Purpurgluth stieg an der bezeichneten Stelle am Horizont herauf und verbreitete sich mit blutigem Glanz über den dunkeln Nachthimmel. Sie erschrack und blieb eine Weile, durch den schrecklich erhabenen Anblick gefesselt, regungslos stehn. Die Stimme Ruperts weckte sie endlich aus ihrer Erstarrung, und als sie sich wieder umwandte, hatten Mistiwoi, Oda und die Uebrigen bereits die Rosse bestiegen.

Sie sprang rasch auf das Ihrige, und die

Fliehenden sprengten in die feuerumleuchtete Nacht hinaus.

Mistiwoi war auf immer von seinem Volke vertrieben.

Achtzehntes Kapitel.

(Schluß.)

Es mochten wohl fünfzehn Jahre verstrichen sein, seit die zuletzt erzählten Begebenheiten stattgefunden hatten.

Der Morgen stieg klar und frisch über den Gestaden der Nordsee herauf; ein lebhafter Wind kräuselte die Wellen und warf sie brandend an die Küste von Schleswig.

Schaumtropfen und einzelne Theile aufgewühlten Ufersandes bespritzten zischend den Felsrand, welcher eine Art Vorgebirge auf der vom Eiderbusen begrenzten Landzunge bildete, ihm so die Botschaft der heranwallenden Fluth verkündend, die, eine sehnsüchtige Geliebte, schon die feuchten Arme ausbreitete, um ihn zu empfangen.

Ungefähr tausend Schritte vom Strande entfernt, einen weiten Blick auf die majestätische Wasserfläche gewährend, stand ein ansehnliches Haus, das einzige der ganzen Landschaft, welche man von dort aus überschauen konnte.

Es schien verlassen oder von Menschen bewohnt zu sein, die nichts mehr fürchteten oder hofften, denn obgleich es schon hoch am Tage war, so verrieth doch keine sich nach außen mittheilende Spur, daß in seinem Innern regsames Leben herrsche.

Der immer stärker wehende Wind schleuderte mehrere Male unter großem Geräusch die offenstehende Thür der Umzäumung zu, einige von den Schindeln, die das Dach bedeckten, wurden losgerissen und fielen klappernd zur Erde, endlich drohten die Wellen den Kahn, welcher mit einer langen Kette an dem Riff befestigt war, zu zertrümmern — aber Niemand zeigte sich, kein Auge sah danach und Alles blieb schweigend und still.

War dies Gebäude der einsame Ruhort eines Menschenfeindes, oder eines rauhen und kühnen Viking's, dessen Ohr schon oft das wildeste Geheul des Sturms vernommen und der daher die Töne, die einen andern Eigner aufgeschreckt haben würden, als nichts Bemerkenswerthes überhörte? Lag der Besitzer krank darnieder, war er von Feinden oder Räubern erschlagen und hatte grauser Mord die Verödung jener Räume herbeigeführt, und sie der ungetreuen Obhut der Elemente überliefert?

In dem sinnigeren Beschauer, wenn sich ein

solcher hier befunden hätte, würde das Aussehen des alten Gebäudes aber noch eine andere bestimmte Vermuthung erweckt haben, denn Alles an ihm zeigte von einer so großen, gewissermaßen stolzen, Trostlosigkeit und einem so jammervollen Verfall, daß der ernstere Betrachter hinter seinen wankenden und grauen Mauern, wenn etwas, nur gesunkene Größe, tiefen Gram oder unheilbare Verzweiflung suchen konnte.

Dumpf rollte die See heran. Als die Fluth schon mächtig wachsend zur Klippe stieg, da öffnete sich endlich die Thür des Hauses und ein Mann trat heraus, welcher, ohne sich umzuschauen, dem Strande zuwandelte.

Er war nachlässig in die Tracht eines deutschen Ritters gekleidet, stützte sich aber mit der rechten Hand auf einen Speer, wie ihn die wendischen Edlen zu führen pflegten, was seine Abkunft genügend bekundete.

Das ganze Aussehn dieses Mannes war im höchsten Grade traurig und Besorgniß erweckend. Er schritt langsam dahin, beugte die gefurchte Stirn sinnend zur Erde und unterbrach von Zeit zu Zeit seinen Pfad, indem er stillstand und tief und schmerzlich seufzte. Zweimal, bevor er die Klippe erreichte, fuhr er mit der Hand nach dem Herzen, als wenn er eine lebhaftere Regung desselben verhindern oder zurückdrängen wollte.

Auf dem Riff angelangt, ließ er den Blick eine Weile über die Wogenfläche schweifen, warf dann den Speer auf den Boden, trat nahe an den Rand der Klippe und starrte lange auf einen fernen Punkt im Meere hinaus.

Es war eine heranrollende Woge, welcher der trübe, zitternde Strahl seines Auges folgte; sie kam immer näher, endlich brach sie sich am Fuß des Riffes und in diesem Moment, den er erwartet zu haben schien, stieg er an der andern Seite des Felsens hinunter.

Die Fluth fing an höher zu schwellen und begann schon das ragende Riff zu umgeben — Minute auf Minute verging — der Mann erschien nicht wieder.

Kein lebendes Wesen war weit und breit zu sehen; nur einige Möven schwebten über dem öden Meere, zu Zeiten wie ein fernes Seegel erscheinend und dann als kaum bemerkbarer Punkt am Horizont verschwindend.

Der Wind legte sich, der Wasserspiegel wurde glatt und ruhig, und als die Fluth ihren höchsten Stand erreicht hatte und bis zum Klippenrande gewachsen war, lag die See da wie eine blaue Ebene.

Tiefe Stille herrschte ringsum.

Die Wogen beleckten die Spitze des Speeres, welcher über die Felskante hervorragte,

rollten zurück und traten dann wieder den unendlichen Weg an, welchen sie gekommen waren.

Ein Sturmvogel schoß heran, umkreisete mehrere Male die Klippe, setzte sich dann auf den verlassenen Speer und rupfte lose Federn aus seinem spitzen Flügel.

Nach und nach verlief sich das Gewässer der weichenden See; nur einige weiße Schaumtropfen auf dem feuchten Sande des Ufers verriethen, daß sich die Woge hier gebettet hatte; sonst sah der Strand aus, wie vor dem Beginn der Fluth; nichts war verändert und außer der erwähnten Waffe verrieth keine Spur, daß jemals ein Mensch an diesem Orte anwesend gewesen sei.

Plötzlich wandte der scheue Vogel, wie von einem Geräusch erschreckt, den Kopf, sah sich nach dem Hause um und flog davon.

Die Thür hatte sich geöffnet und eine weißgekleidete Frauengestalt war daraus hervorgetreten, welche mit zögerndem Fuße den Weg einschlug, den der Mann vor ihr gegangen.

Obgleich diese Frau weit über die Blüthe der Jugend hinaus zu sein schien, so glänzte doch ihr volles, schwarzes Gelock auf dem weißen Gewande, wie das Gefieder des Raben auf einem Schneefelde; ihr großes, wohlgeformtes Auge war dunkel und klar, wenn auch seinen ursprünglichen Glanz die Thränen verlöschten, deren Spuren sich

auf dem marmorbleichen, gramverkündenden Antlitz eingeprägt hatten.

Je näher sie dem Uferfelsen kam, je mehr beschleunigte sie ihre Schritte, je sehnsüchtiger schaute sie in die Ferne.

Als sie auf die Klippe trat, stieß ihr wankender Fuß an einen Gegenstand, der schwer in die See hinabrollte. Ihr Blick folgte ihm: er hatte ihn erkannt; weit beugte sie sich hinaus über den Felsenvorsprung, aber die Wellen begruben ihn schnell in ihrem Schooß.

Eine Weile stand sie starr, gleich einem Bilde von Stein, dann schüttelte sie wehmüthig das Haupt, sah auf und durchforschte mit trockenem, brennenden Auge unabläßig die grenzenlose Wasserwüste.

Sie lag vor ihr, stumm und leer wie das Räthsel des Todes; so lange sie auch spähte — sie entdeckte nichts, nichts was die Erwartung ihres Herzens befriedigen oder seine Hoffnung stärken konnte.

Schon hüllte Abendroth sie in seinen Purpur und feuchte Nebel stiegen aus den Wassern empor — und noch immer stand sie auf derselben Stelle, den suchenden Blick auf das unermeßliche Seegefild gerichtet. Endlich öffnete sich ihr Mund, der bisher grabesgleich geschwiegen, zu leisen, klagenden Lauten. Was sie sagte oder

sang schien ein düsteres Lied zu sein, dessen Inhalt erst später, als ihre Stimme deutlicher wurde, sich erkennen ließ.

Die Woge begann zu dunkeln, dichte Finsterniß breitete ihren schwarzen Schleier über die Gewässer, das Meer rauschte dumpf und hohl zur Klippe hinan und verschlang mit seinem Brausen die Worte des Gesanges:

„Bis ich sterbe will ich weilen
„Wo die Brandung dröhnt.
„Und mit ihrem rauhen Heulen
„Alles übertönt.“ —

Ende.

Nachwort.

Die Veröffentlichung des vorstehenden, auf strengster historischer Basis ruhenden Romans, in einer Zeit, welche der Poesie eben nicht günstig zu sein scheint, habe ich dennoch aus zwei mir sehr wichtig vorkommenden Gründen unternommen.

Einmal finde ich es angemessen, das Publikum in einer weniger trocknen Form, als rein geschichtliche sie bieten, mit den früheren Bewohnern jenes Landes bekannt zu machen, in welchem deutsche Krieger vergebens für ein nationales Interesse ihr Blut verspritzen mußten; dann aber glaube ich auch, daß mein Werk eine, bei unseren jetzigen politischen Zuständen höchst bedeutsame Lehre enthält, die nämlich: „Daß der Wille und die Neigungen eines Fürsten gewöhnlich denen seines Volkes gerade entgegengesetzt sind.“ Es kann nicht anders sein, ist auch nie anders gewesen, und nur in den Fällen, wo der persönliche Vortheil des Herrschers mit den Wünschen der Beherrschten übereinstimmte, haben sich von dieser Regel abweichende Erscheinungen gezeigt.

Dieser Roman schildert zwar nur einen dieser Erdengötter, aber die daraus gezogene Nutzanwendung möchte im Allgemeinen wohl auf die ganze Gattung passen. Doch — facta loquantur.

Der Verfasser.

Druck von J. Draeger in Berlin.

Der Sohn der Nacht oder der Wendenfürst Historischer Originalroman aus der deutschen Vorzeit vom Verfasser der 'Todtenmühle', des 'Liebhaber auf Wache' ...
Bd.: 2 = 370

Grimma [u.a.] 1851